

**Bericht über Vorwürfe ehemaliger „Verschickungskinder“ des
Kindererholungsheims Marienhöh / Langweiler (Hunsrück)**

von Dr. theol. Barbara Kreichelt

Berlin im Februar 2025

Inhaltsverzeichnis

0. Der Auftrag und Vorbemerkungen	4
1. Zeitgeschichtliche Hintergründe zur Gründungsgeschichte der Kongregation	8
1.1. Soziale Not in Deutschland und Schlesien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts	8
1.2. Gründung des Marienvereins in Breslau und Entwicklung der Kongregation der Marienschwestern von der Unbefleckten Empfängnis	10
1.3. Verluste im und Vertreibung der Schwestern nach dem Zweiten Weltkrieg	11
1.4. Anfänge in Antweiler im Kreis Ahrweiler (1946 – 1951)	11
1.5. Kindererholungsheim Langweiler (1951 – 1988)	12
2. Auswertung des Fragebogens	20
2.1. Geburtsjahre der Betroffenen, der Eltern und Geschwister sowie Schulabschluss und Berufsausbildung	20
2.2. Wie haben Sie die Schulzeit erlebt? Waren Sie gerne in der Schule?	22
2.3. Welche Erfahrungen haben Sie mit Lehrern/Lehrerinnen als Autoritätspersonen gemacht?	22
2.4. Welche Erfahrungen haben Sie mit Pfarrern als Autoritätspersonen gemacht?	23
2.5. Welche Erfahrungen habe Sie mit Ausbildern/Ausbilderinnen z.B. in der Lehre gemacht?	23
2.6. Wie war die familiäre Situation in der Zeit vor Ihrem Aufenthalt in Langweiler?	24
2.7. Aufenthalt in Langweiler	26
2.8. Alter der Kinder	27
2.9. Dauer des Aufenthaltes	27
2.10. Namen der Schwestern oder des Betreuungspersonals	27
2.11. Welche Stelle hat den Aufenthalt empfohlen?	27
3. Berichte von Betroffenen nach Themen sortiert	28
3.1. Der Schlafsaal	29
3.2. Gewalt beim Essen	29
3.3. Heimweh	31
3.4. Bewegung draußen und Versorgung von Wunden	32
3.5. Langzeitaufenthalt und medizinische Behandlung	32
3.6. Regelung des Toilettengangs	33
3.7. Operation vor Ablauf der sechs Wochen	34
3.8. Erzieherische Kompetenz	34
3.9. Bedingungen im Elternhaus	35
3.10. Gründe für die Verschickung	35

3.11. Umgang mit Kleidung	36
3.12. Waschsituation	36
3.13. Nachwirkungen	36
3.14. Trennung von Geschwistern	38
3.15. Schläge, Gewalt und Strafen	38
3.16. Post	40
3.17. Besuchsverbot oder Besuchsmöglichkeiten	41
3.18. An- und Abreisesituation	42
3.19. Gute Erfahrungen	42
3.20. Eine Firma aus dem Saarland	44
3.21. Bericht einer Jahrespraktikantin (Kinderpflegerin)	44
4. Recherche zu genannten Schwesternnamen	45
5. „Warum tun Menschen so etwas?“	50
6. Abschluss	61
7. Quellenverzeichnis	63
8. Literaturverzeichnis	63
9. Abkürzungsverzeichnis	64

0. Der Auftrag und Vorbemerkungen

2022 erhielt die Regionaloberin der Kongregation der Marienschwestern von der Unbefleckten Empfängnis (v.d.U.E.) die erste Anfrage durch einen Journalisten des Südwestdeutschen Rundfunks (SWR) zu Beschwerden über Vorfälle im Kindererholungsheim Marienhöh in Langweiler (Hunsrück) im Jahr 1965. Der Reporter gründete seine Anfrage auf Gespräche mit Personen, die sich als Kinder und Jugendliche in dortiger Betreuung befunden hatten. 2024 entschied sich der Orden nach einer erneuten Anfrage durch denselben Journalisten und wegen weiterer E-Mail-Anfragen durch eine Journalistin der Rhein-Nahe-Zeitung, durch Mitarbeitende der Deutschen Presseagentur (DPA) und der Kirchlichen Nachrichtenagentur (KNA), einen Bericht zur Aufarbeitung der Geschichte des Kindererholungsheimes Marienhöh in Auftrag zu geben und beauftragte mich, Dr. Barbara Kreichel, am 29.2.2024 mit dieser Aufgabe.

Die Bekanntgabe meiner Kontaktadresse durch die Deutsche Ordensobernkongferenz (DOK) als Dachorganisation von Ordensgemeinschaften in Deutschland, die KNA, den Journalisten des SWR sowie die Journalistin der Rhein-Nahe-Zeitung führte dazu, dass bis Mai 2024 bei mir 32 Meldungen eingingen. Im Sommer 2024 habe ich Reisen nach Bonn, Trier, Koblenz und St. Wendel unternommen und mich dort mit insgesamt 18 Betroffenen zu einem persönlichen Gespräch getroffen. Aufgrund von drei krankheitsbedingten Absagen gab es außerdem noch zwei Telefonate und ein Videogespräch. Zwei weitere Betroffene nahmen im Oktober 2024 und im Februar 2025 Kontakt zu mir auf, sodass inzwischen insgesamt 34 Meldungen, davon 27 negativer und 7 positiver Art an der seinerzeitigen Betreuung in Langweiler vorliegen.

Am 8.5.2024 sandte ich einen Fragebogen an 32 Betroffene, den 22 Männer und Frauen bis zum 30.9.2024 zurückschickten. Diese Fristsetzung diente einer gerafften Bearbeitung der eingegangenen Beschwerden. Die beiden später eingetroffenen Meldungen konnte ich noch vor der Fertigstellung des Berichts im Februar 2025 einpflegen.

Dem Bericht voran stelle ich die Einbettung in die Sozialgeschichte des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts. In meiner Dissertation habe ich bereits für eine andere Frauenkongregation zu diesem Thema gearbeitet und zitiere dazu aus meiner Arbeit. Die darin verwendete und zitierte Sekundärliteratur weise ich aus.

Die Kongregation der Marienschwestern ist eines von vielen religiösen Instituten, die sich zur Linderung der sozialen Not weiter Teile der Bevölkerung des ausgehenden 19. Jahrhunderts gegründet hatten. Meist war die erste Form dieser Gründungen ein Verein, der später dann die Anerkennung durch den Ortsbischof oder durch den Papst erhielt, also eine Gemeinschaft entweder bischöflichen oder päpstlichen Rechts wurde. Im ersten Fall hätte der Orden der direkten Weisung des Ortsbischofs unterstanden. Die Kongregation der Marienschwestern ist päpstlichen Rechts und damit unabhängig vom jeweiligen Ortsbischof, auch wenn sie natürlich mit ihren Einrichtungen immer in Bistümern tätig war und ist.

Für Betroffene sind diese Einordnungen verständlicherweise unbekannt, sodass zum Beispiel die Frage aufkam, weshalb das Bistum Trier „hier nichts zu sagen hätte“. Zwar lag das Kindererholungsheim Marienhöh auf dessen Territorium, aber der Trierer Bischof bzw. seine Mitarbeitenden können direkte Anfragen nur vermittelnd an die Oberin für die Deutsche Region, zur Zeit ist das Sr. Cordula Klafki, weiterleiten. Um diese Hürden, die aus dem Kirchenrecht resultieren, niedriger zu legen, ist es einfacher, mit Hilfe einer Ansprechperson einen schnellen ersten und v.a. inhaltlichen Kontakt zu ermöglichen.

Diese Kongregationen haben im Deutschen Raum in der Regel bis nach dem Zweiten Weltkrieg ein starkes Mitgliederwachstum erlebt und ihr Arbeitsspektrum sukzessive ausgeweitet. So führten damals und betreiben die Marienschwestern v.d.U.E. heute in Berlin und Cochem zwei Krankenhäuser, sind in der stationären, früher auch in der ambulanten, Pflege sowie waren in der Heimerziehung tätig. Mitarbeit in den Pfarreien vor Ort und das Führen von Kindergärten an den Standorten des Ordens war ein weiteres Tätigkeitsfeld. Mit der Tatsache, dass junge Frauen, um als Erzieherin, Krankenschwester und/oder Sozialarbeiterin arbeiten zu können, nicht mehr in einen Orden eintreten müssen, ging die Mitgliederzahl stetig zurück. Zur Zeit gehören zur Deutschen Region noch 30 Schwestern. Die meisten sind über 80 Jahre alt. Die jüngste Schwester ist 67 Jahre. Bis auf eine hochbetagte Schwester, die einige Jahre im Kindererholungsheim gearbeitet hatte, lebt niemand mehr aus der Gruppe der Schwestern, die in Marienhöh die Kurse der Kindererholung begleitet hatten.

Für das Quellenstudium stand mir das sehr gut sortierte Ordensarchiv offen. Somit konnte ich zu allen relevanten Fragen nach Hinweisen suchen. Dennoch ist das Ergebnis der Recherche eher dürftig. Es existiert eine Akte über Langweiler, die von 1951 mit Gründung des Kindererholungsheimes ansetzt und 1977 endet. Eine Folgeakte bis zur Schließung des Heimes im Jahr 1988 gibt es nicht. Allerdings lässt sich aus Aufzeichnungen, Chroniken, Statistiken und Berichten zu den Anfängen der Westdeutschen Provinz herauslesen, welche Gründe für die Schließung des Heimes relevant waren. Ausführlicher gestaltet, auch mit Erlebnisberichten aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, waren drei Bücher zur Geschichte der Kongregation. Diese endet momentan im Jahr 2000. Meine Anfrage an das Landeshauptarchiv Koblenz ergab, dass dort zum Kindererholungsheim in Langweiler lediglich Bauakten zu allen Erweiterungs- und Umbauten sowie dem Kapellenbau lagen. Ebenso durfte ich in die Personalakten der zehn Schwestern schauen, die in den Gesprächen mit den Betroffenen (nur wenige Nennungen) und durch Mitarbeiterinnenlisten herauszufinden waren. In den meisten Personalakten liegen nur Geburts- und Sterbeurkunden, Schul- und Ausbildungszeugnisse sowie eine Karteikarte, die die Einsatzorte der jeweiligen Schwester dokumentiert. Nur in einzelnen Akten stehen marginale inhaltliche Hinweise auf deren Einsatz in Langweiler. Da ich mir im Archiv die Akten selbst heraussuchen durfte, wurde ich hier nirgends eingeschränkt.

Schwesternnamen werde ich in diesem Bericht nicht nennen, da die Persönlichkeitsrechte der – auch der schon verstorbenen – Personen noch durch das Archivrecht geschützt

sind. Um die Personen voneinander abheben zu können, verwende ich die Buchstaben A – J für die in Langweiler tätig gewesenen Schwestern sowie K und L für weltliche Angestellte. Es handelt sich hierbei nicht um die Initialen der Schwestern. Die Buchstaben X, Y, Z stehen für drei Schwestern, die in einem Fluchtbericht (siehe das Ende des Berichts) erwähnt sind, aber nicht in Langweiler gearbeitet hatten. Bei dieser Vorgehensweise lehne ich mich an die Praxis einer Historiker/-in-Aufarbeitungsgruppe der Universität Trier an. Die Betroffenenberichte wurden anonymisiert eingeschickt und so im Bericht verarbeitet, dass kein Rückschluss auf einzelne Personen möglich ist. Lediglich die Betroffenen selbst werden Teile ihrer Aussagen wiedererkennen.

Um die Vorwürfe gegen die Arbeit einiger Schwestern im Kindererholungsheim Marienhöh besser greifen zu können, lasse ich die Betroffenen in diesem Bericht über ihre eigenen Aussagen sichtbar werden. Einige Betroffene haben Anfragen bei Krankenkassen und der Caritas zu Gründen ihrer Verschickung gestellt, die alle ohne Ergebnis geblieben sind. Die Aufbewahrungsfristen möglicher Akten zu Verschickungskindern in den sogenannten Entsendestellen sind abgelaufen und somit die Wahrscheinlichkeit gering, weiteres Material zu finden. Dennoch wäre hier im Sinne einer grundlegenden Aufarbeitung des gesamten Themas „Verschickung“ weitere Forschung sinnvoll. Deutschlandweit sind dazu schon etliche Initiativen entstanden. Der vorliegende Beitrag ist somit ein kleiner, ortsbezogener Einblick in ein damaliges Kindererholungsheim.

Kinderkur- und Kindererholungsheime gab es schon vor dem Ersten Weltkrieg. In den Zeiten des Ersten und des Zweiten Weltkrieges wurden diese häufig zu Lazaretten umfunktioniert und anschließend wieder dem ursprünglichen Zweck zugeführt. Oft wurde das Personal weiterbeschäftigt, das in der Zeit des Nationalsozialismus dort arbeitete, ohne dass darauf geachtet worden wäre, ob sich die pädagogische Haltung der Mitarbeitenden von der Prägung durch die NS-Diktatur wieder entfernt und modernisiert hatte.¹ Aber nicht nur in den Heimen gab es empathieloses und gewalttätiges Verhalten. Wie ein 1942 geborener Ehemaliger aus dem Kindererholungsheim Langweiler berichtet, sei das ganze Land nach dem Zweiten Weltkrieg traumatisiert gewesen. Viele Menschen irrten umher, der Hunger der Jahre 1945 bis 1948 plagte zusätzlich v.a. die Mütter, die Mühe hatten, ihre Kinder zu ernähren. Gewalt gab es in der Familie, in der Schule, in der Ausbildung, in der Kirche. Die ersten Schwestern, die das Heim in Langweiler aufgebaut hatten, waren Flüchtlinge aus Schlesien. Diese Frauen haben in Schlesien die Belagerung und Übernahme ihrer Häuser durch die russische Armee erleben müssen und sind dann mit Flüchtlingsgruppen nach Deutschland gezogen. Dort angekommen, mussten sie eine Möglichkeit finden, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Hinzu kam eine völlig andere Mentalität: die Schwestern aus Schlesien, die Kinder aus Rheinland-Pfalz, Nordrhein-Westfalen und dem Saarland. Zu Beginn der 1950er-Jahre war überall Erschöpfung zu spüren und trotzdem sollte es irgendwie weitergehen. Diese Melange aus psychischer und

¹Vgl. hierzu: Röhl, Anja: Das Elend der Verschickungskinder. Kindererholungsheime als Orte der Gewalt, Gießen 2022. Lorenz, Hilfe: Die Akte Verschickungskinder. Wie Kurheime für Generationen zum Alptraum wurden, Weinheim Basel 2021.

körperlicher Verfasstheit war eine sehr fragile Grundlage, auf der die in Langweiler angekommenen Marienschwestern begannen, sich um Kinder zu kümmern.

Marienhöh in Langweiler war ein Kindererholungsheim. Es fanden dort im Unterschied zu Kinderkurheimen keine medizinischen Behandlungen statt, außer einer Anfangsuntersuchung der Kinder, die möglicherweise dazu diente, dem Läusebefall oder dem Ausbruch von Kinderkrankheiten vorzubeugen. So war der Hauptzweck des Heimes in Langweiler, dass Kinder dort Erholung finden sollten. Ein wichtiger Punkt scheint das „Aufpäppeln“ von Kinder gewesen zu sein, was möglicherweise zu der von Betroffenen immer wieder beschriebenen Ernährung geführt haben mag. Viel Zucker, viel Milch und Grießbrei, Kompott, Pudding aber auch Schmalz, Speckknödel und durchgedrehte dicke Suppen. Erst ab den 1970er-Jahren wurde es für die Schwestern einfacher, Lebensmittel zu kaufen. Der Ort Langweiler lag sehr abgelegen und so musste in der Anfangszeit des Kindererholungsheims mit Hilfe der eigenen Landwirtschaft für Nahrungsmittel gesorgt werden. Dazu gab es vor Ort auch Schweine, Kühe und Hühner.

Von einem Betroffenen existiert der Vorwurf, dass Schwestern mit ihm als Schutzbefohlenen so schlecht umgegangen seien, dass eine Verletzung nicht ordentlich heilen konnte und die Wunde zum Ende der sechs Wochen eiterte. Seitdem sich Kirche heute in Schulen, Internaten, Bistümern und Ordensgemeinschaften mit der Aufarbeitung des sexuellen Missbrauchs beschäftigt, ist der Rechtsbegriff des/der Schutzbefohlenen allgemein geläufig. Natürlich waren die Kinder in den 1950er-Jahren ebenso von ihren Eltern den Schwestern anempfohlen worden wie es heute der Fall ist, wenn ein Kind außerfamiliär betreut wird. Dennoch gab es damals anscheinend nicht in ausreichendem Maße die Wachsamkeit und überhaupt die Wahrnehmungsbereitschaft gegenüber einer möglichen Gefährdung des Wohlergehens der Kinder durch die erzieherische Arbeit in Einrichtungen. Einzelne Menschen in Familie und in Institutionen hatten eine solide pädagogische Kompetenz und/oder konnten intuitiv auf die Bedürfnisse der Kinder reagieren. Gehorsam und Sich-Einfügen galt allerdings im ganzen Land als eine Haltung, die ein Kind zieren würde. Daraus folgte vermutlich auch, dass viele Eltern ihren Kindern die Berichte aus dem Kindererholungsheim nicht glaubten, weil Erwachsene ein solches Handeln von anderen Erwachsenen, dazu noch aus dem geistlichen Stand, nicht glauben wollten.

Dass in Deutschland in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis Anfang der 1990er-Jahre fast 8 Millionen Kinder² in solche Kuren und Erholungszeiten verschickt wurden, ist nach Hilke Lorenz und Anja Röhl nur so zu verstehen, dass es sich um eine Ankurbelung der Wirtschaft gehandelt haben müsse. Für das Kindererholungsheim Marienhöh war es nach Aussagen einiger Betroffener unter anderem die Caritas des Bistums Trier, die Kinder für die Verschickung empfahl. Meist wurden die Kosten komplett von den für die Familien

²Vgl. Lorenz, Hilfe: Die Akte Verschickungskinder, S. 17.

zuständigen Sozialämtern oder dem Caritasverband Trier³ übernommen und entlasteten die Eltern somit finanziell.

In Langweiler hielten sich im Jahr zwischen 900 und 1000 Kinder zur Erholung auf. Ab 1980 gingen die Belegungszahlen stark zurück. Das Kindererholungsheim existierte 37 Jahre, sodass im Zeitraum von 1951 bis 1980 ungefähr 29.000 Mädchen und Jungen dort für einen Zeitraum von 4 Wochen bis zu einem Jahr untergebracht waren. Für die Jahre von 1980 bis 1988 liegen keine Zahlen vor, die eine Schätzung der Gesamtbelegungszahl zulassen würden. Der Betrieb lief das ganze Jahr über und es gab keinen Schulunterricht. Erst gegen Ende der 1970er-Jahre scheint dies Eltern mehr und mehr davon abgehalten zu haben, ihre Kinder außerhalb der Schulferien zur Erholung zu schicken. Diese Tatsache, ebenso wie die dann der Zeit nicht mehr angemessene räumliche Ausstattung (Schlafsäle oder Mehrbettzimmer), haben wohl zu einem Rückgang der Belegungszahlen und letztlich 1988 zur Schließung des Kindererholungsheims geführt.

1. Zeitgeschichtliche Hintergründe zur Gründungsgeschichte der Kongregation

1.1. Soziale Not in Deutschland und Schlesien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

„Die von Napoleon I. begonnene Enteignung kirchlichen Besitzes, an dem katholische und evangelische Fürsten durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 mitschuldig wurden, brachte die caritative und soziale Wirksamkeit der katholischen Kirche zum Erliegen.“⁴ So war die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts eine fast „ordenslose“ Zeit, auf die erst nach Erscheinen des kommunistischen Manifests (1848), der durch die Industrialisierung einsetzenden Not der Fabrikarbeiter/innen und deren Wahrnehmung durch engagierte katholische und evangelische Menschen eine Welle der Gründungen von Hilfsvereinen und neuen religiösen Gemeinschaften erfolgte.⁵

Diese „Gründungen waren meist lokal ausgerichtet, da sie auf ganz bestimmte Elendssituationen antworteten. Sie nahmen sich der verwaorlosten Kinder an, ersetzten fehlende medizinische Betreuung, suchten den Bildungsnotstand zu beheben und die Möglichkeiten zum Schulbesuch zu schaffen. (...) Diese Gruppen entstanden spontan von unten (...). Manchmal stellten sich einzelne Pfarrer als Seelsorger dieser neuen Gruppe zur Verfügung. Am Ende dieser Entwicklung stand dann ein offizielles Statut des

³Vgl. WD 49, Meldung an Finanzamt Cochem vom 28.10.1954. Die Rechtschreibung entspricht der Akte: das „ß“ wurde durchgängig durch „ss“ ersetzt.

⁴Schraut, Barbara: Antonia Werr (1813 – 1868) und die Oberzeller Schwestern. Geistliches Profil und sozialer Auftrag einer Frauenkongregation des 19. Jahrhunderts von der Gründung bis zur Gegenwart in: Wittstadt, Klaus (Hrsg.): Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, Bd. 47, Würzburg 1995, S.29,. Darin zitiert: Ritter, Emil: Die katholisch-soziale Bewegung Deutschlands im 19. Jahrhundert und der Volksverein, Köln 1954, S.15.

⁵Vgl. ebd., S.30f. Darin zitiert: Schatz, Klaus: Zwischen Säkularisation und Zweitem Vatikanum. Der Weg des deutschen Katholizismus, Frankfurt a.M. 1986, S.152.

Diözesanbischofs. Kennzeichnend für diese Gemeinschaften im 19. Jahrhundert ist ein schnelles Wachstum und die Verbreitung in andere Diözesen. Erst nach langer Zeit werden die Statuten der Gemeinschaft von Rom mit einem provisorischen Decretum Laudis approbiert, bevor sie dann noch einige Zeit später endgültig bestätigt werden.“⁶

Einige Beispiele für diese Neugründungen waren im Westerwald und Aachener Raum die Dernbacher Schwestern (= Arme Dienstmägde Jesu Christi)⁷ und die Armen Schwestern vom heiligen Franziskus⁸. Beide Gemeinschaften versuchten sowohl der sozialen Situation im Westerwald als auch dem Elend der Frühindustrialisierung der Tuchmacherstadt Aachen etwas entgegenzusetzen. Pauline von Mallinckrodt nahm sich mit ihren Schwestern der christlichen Liebe herumstreunender Kinder an. Vinzenz von Paul wurde 1634 in Paris mit den Barmherzigen Schwestern Wegbereiter der spezialisierten Krankenpflege. Nach dem Verbot dieses Verbandes durch die Säkularisation konnten sie ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland Fuß fassen. „Eine ähnliche Wirkung für die Rheinlande hatten die Nanziger Borromäerinnen, die seit 1663 in Lothringen wirkten. Die um 1734 entstandene Gemeinschaft der Straßburger Vinzenterinnen wurden nach ihrer Aufhebung durch die Säkularisation 1809 wieder anerkannt und wirkte ab 1810 auch in Saarlouis und Trier.“⁹ Christliche Caritas wurde durch bürgerliche und adelige Frauen und Männer in Elisabethverein und Vinzenzkonferenz praktiziert. Als Vereinszwecke wurden die Verköstigung armer Menschen, ambulante Krankenpflege und Sorge um verwaarloste Kinder angegeben.¹⁰

Eine weitere Aufgabe, die sich durch die Berufstätigkeit von Mädchen und jungen Frauen im Alter von 15 bis 25 Jahren in der Zeit der Industrialisierung ergab, war, diesen Schutzräume außerhalb ihrer dörflichen Gemeinschaften anzubieten. Oft mussten diese jungen Frauen längere Zugfahrten unternehmen und wurden leicht mit zweifelhaften Hilfsangeboten für Kost und Logis ausgebeutet. So gründete sich 1856 in München ein Marienverein, der sich um weibliche Dienstboten kümmerte. „Im Juli 1895 entstand ein weiterer Verein, der Marianische Mädchenschutz, der sich die Betreuung reisender Mädchen zur Aufgabe machte. An Abenden wurden im Marienheim (Speyer) Fortbildungskurse im Rechnen, Bügeln und Kochen angeboten. (...) Ab 1898 entstanden nach französischem Beispiel die Patronagen, zuerst in München. (...) Sogenannte Patronessen, vornehme Damen, leiteten einen Kreis junger Frauen und gestaltete den

⁶Vgl. ebd., S.31. Darin zitiert: Schatz: Zwischen Säkularisation und Zweitem Vatikanum., S.152f.

⁷Katharina Kasper gründet diese Gemeinschaft 1850. Vgl. Schatz, Zwischen Säkularisation und Zweitem Vatikanum, S.152-160 in ebd., S.31.

⁸Franziska Schervier gründet diese Gemeinschaft zeitgleich 1850. Vgl. Schatz, Zwischen Säkularisation und Zweitem Vatikanum, S.152-160 in ebd., S.31.

⁹Schraut: Antonia Werr, S.32f. Darin zitiert: Gatz, Erwin: Kirche und Krankenpflege im 19. Jahrhundert, Katholische Bewegung und karitativer Aufbruch in den preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen, München, Paderborn, Wien 1971, S.43 sowie Franz, Albert: Die Anfänge der sozialen Bewegung im deutschen Katholizismus, Mönchen-Gladbach 1914, S.260-264.

¹⁰Vgl. Schraut: Antonia Werr, S.33. Darin zitiert: König, Kanisius: 90 Jahre Elisabethenverein, in: Münchener Caritasstimmen, Jg 1933, Heft 1 / 2, München 1933, 8-11, S.9. Auer, Heinrich: Die ersten fünf Jahre des Vinzenzvereins in Deutschland, in: Bolzau, Hermann (Hrsg.): Vinzenzgeist und Vinzenzverein. Festgabe zum hundertjährigen Bestehen des Vinzenzvereins, Köln 1933, 17-48, S.25.

Sonntagnachmittag mit religiösen Vorträgen sowie Vorträgen zur Gesundheits- und Reinlichkeitspflege.“¹¹

1.2. Gründung des Marienvereins in Breslau und Entwicklung der Kongregation der Marienschwestern von der Unbefleckten Empfängnis

Die weitreichende Armut sowie die Überforderung junger Frauen, sich in fremden Städten zurecht zu finden, war in allen industriellen Ballungsgebieten anzutreffen. Die Kongregation der Marienschwestern von der Unbefleckten Empfängnis entwickelte sich aus dem von Pfarrer Johannes Schneider gegründeten Marienverein. Pfarrer Schneider wurde am 11. Januar 1824 in Dittmannsdorf in Schlesien in eine arme Bauernfamilie geboren. Mit Hilfe seines Heimatpfarrers war es ihm möglich, am Jesuiten-Gymnasium in Nysa (Neiße) sein Abitur abzulegen und anschließend in Breslau Theologie zu studieren. 1854 wurde sein Bischof, Heinrich Förster, auf die Probleme der Landmädchen aufmerksam und betraute Pfarrer Schneider mit der Aufgabe, einen Verein zu gründen, der sich um die Mädchen und jungen Frauen kümmern sollte, die unerfahren in Breslau zum Arbeiten angekommen waren und an ihren Arbeitsplätzen oft von Ausbeutung, Gewalt und Prostitution bedroht waren. Dieser Verein bot den jungen Frauen vorübergehende Unterkunft, Stellenvermittlung, fachliche und religiöse Bildung, Krankenpflege sowie Gemeinschaft an.

1857 war es dem Verein möglich, ein eigenes Haus zu erwerben. 1862 erhielt dieser Verein die staatliche Anerkennung als juristische Person. Allerdings strebte Pfarrer Schneider wohl an, ähnlich der Gründung der Elisabeth- und Hedwigsschwestern, eine neue Ordensgemeinschaft zu etablieren. 1863 fanden sich vier Frauen zusammen, die private Gelübde zu Besitzlosigkeit, hingebender Arbeit und zum gemeinschaftlichen Gebet ablegten. 1864 wählte sich diese Gruppe als erste Oberin Mathilde Scholz. Die Bitte um Anerkennung der Gemeinschaft reichte Pfarrer Schneider beim Fürstbischof von Breslau 1867 ein, die dieser 1868 nach Rom weiterleitete. Dort scheint der Antrag auf Anerkennung verloren gegangen zu sein, sodass die kirchliche Anerkennung der Kongregation vorerst ausblieb. Allerdings bewahrte das die junge Gemeinschaft vor der drohenden Auflösung durch den bald beginnenden Bismarckschen Kulturkampf, auch weil am 7.12.1876 staatliche Behörden der Kongregation die Fortführung ihrer Tätigkeit genehmigten.¹²

Ab 1888 war die Kongregation auch in Berlin und Brandenburg vertreten. Dort sorgten die Schwestern für Frauen in Notsituationen, betrieben Heime für Dienstbotinnen, vermittelten Stellen, waren in ihren eigenen Räumen für die Bahnhofsmision tätig, betrieben zwei Krankenhäuser in Berlin, pflegten ambulant kranke Menschen, leiteten Kindergärten, arbeiteten in Pfarrgemeinden mit und führten Alten- wie Kinderheime.¹³

¹¹Ebd., S.35. Darin zitiert: Dressel, Josefine: Entwicklung der weiblichen Jugendpflege in Bayern, München 1932, S.21-24.

¹²Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_Schneider_\(Pfarrer\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_Schneider_(Pfarrer)) und www.erzbistumberlin.de

1.3. Verluste im und Vertreibung der Schwestern nach dem Zweiten Weltkrieg

„Nachdem das Breslauer Mutterhaus zu Ostern 1945 von Bomben zerstört worden war und die deutschen Schwestern Schlesien verlassen mussten, kam die Generaloberin Mutter M. Roswitha Mix auf einigen Umwegen nach Berlin, wo sie am 17. September 1945 eintraf.“¹⁴ Von der Vertreibung aus den beiden polnischen Provinzen Ober- und Niederschlesien waren 300 Schwestern betroffen. Gemeinsam mit der Bevölkerung vor Ort flüchteten sie vor dem russischen Vormarsch. Zusammen wurden sie mit Lazaretten, Krankenhäusern und Altenheimen evakuiert und halfen dabei. Viele schlossen sich Aussiedelungstransporten direkt nach Kriegsende an. „Sie waren auf sich alleine gestellt und mussten einzeln oder in kleinen Gruppen für ihren Unterhalt sorgen. Einen Kontakt zur Ordensleitung gab es zunächst nicht.“¹⁵ Durch diese unterschiedlichen Fluchtwege landeten Schwestern in allen Teilen Deutschlands.

„Im Süden und Westen Deutschlands, wo es noch keine Niederlassungen der Kongregation gab, hatten sich die vertriebenen Schwestern an den Orten, zu denen sie gebracht worden waren, selbst Unterkunft und Arbeit suchen müssen. Auf diese Weise entstanden bis Ende 1946 sechzehn neue Filialen und zahlreiche vorübergehende Durchgangsstationen. Schwestern, die in Berlin strandeten, wurden nach Westdeutschland weitergeschickt, da aufgrund der massiven Bombenschäden für die aus Schlesien ankommenden Schwestern kein Wohnraum vorhanden war.

In diesen Monaten nach Kriegsende ohne die Möglichkeit, schnell über weite Distanzen kommunizieren zu können, waren die Mitglieder der Kongregation in ganz Deutschland verstreut. Einzelne Schwestern, manchmal auch zu zweit, halfen auf Bitten von Pfarrern in Pfarreien mit und erhielten dafür eine Übernachtungsmöglichkeit. Die Generaloberin wusste um die Schwierigkeiten der einzelnen umherirrenden Schwester, wieder zu anderen ihres Ordens zu stoßen und an irgendeinem Ort wieder mit dem Gemeinschaftsleben zu beginnen. Sie bat die Schwestern, sich wieder an ihren klösterlichen Lebensstil zu erinnern, „nachdem Kriegereignisse, Flucht und Vertreibung einen anderen Lebensstil erzwungen hatten.“¹⁶

1.4. Anfänge in Antweiler im Kreis Ahrweiler (1946 - 1951)

Eine Gruppe ausgewiesener Schwestern, von denen einige in Breslau und Ratibor als Kinderschwestern gearbeitet hatten, traf in der Eifel ein und versuchte in einem, vom Caritasverband Trier vermittelten, Gebäude in Antweiler (Kreis Ahrweiler) ein Kindererholungsheim zu eröffnen. Dieses Gebäude hatte die Stadt Duisburg vor 1939 für dieselben Zwecke genutzt. Da Kinder im Krieg besonders gelitten hatten, begann nach

¹³Vgl. Mertens, Johannes: Geschichte der Kongregation der Marienschwestern von der Unbefleckten Empfängnis 1945-1999, Bd.2, Berlin 2000, S.395.

¹⁴Ebd., S.397.

¹⁵Ebd., Bd.1, S.53.

¹⁶Ebd., S.55.

dem Krieg eine Phase der Eröffnung von Kinderkur- und Kindererholungsheimen, um Kinder in den Hungerjahren zu stabilisieren oder nach 1948 wieder aufzubauen.

Am 15.11.1946 eröffneten die Schwestern das St. Theresienheim als Ferienheim für Kinder. Wegen eines Bombenschadens war das Gebäude in schlechtem Zustand. Das gesamte Inventar war gestohlen worden, Türen und Fenster fehlten, das Dach war schadhaft. „Es heißt, dass manche Schwester mit dem Regenschirm zu Bett gehen musste, um trocken zu bleiben.“¹⁷

Die landschaftliche Lage mit einer großen Wiese hinter dem Haus, durch die sich die Ahr schlängelte, war sehr schön. Nachdem die Schwestern das Haus notdürftig in Stand gesetzt hatten, nahmen sie zunächst 60 und dann 100 Kinder auf. 1946 waren vor Ort sechs Schwestern, 1949 schließlich dreizehn Schwestern tätig. Im Ort Antweiler eröffneten sie einen Kindergarten, übernahmen die ambulante Krankenpflege und unterrichteten in einer Nähsschule. Trotz aller Bemühungen blieb das Haus für ein Kinderheim ungeeignet. Zuschüsse für Umbauten und Erweiterungen, um behördlichen Auflagen nachkommen zu können, hätten die Schwestern nur erhalten, wenn sie Besitzerinnen des Hauses gewesen wären. Der Kauf scheiterte aber an den komplizierten Besitzverhältnissen zwischen der Stadt Duisburg und dem Schulland-Verein. Deshalb löste die Kongregation den auf sechs Jahre geschlossenen Pachtvertrag vorzeitig auf und schloss die Niederlassung am 15.4.1951.¹⁸

1.5. Kindererholungsheim Langweiler (1951 - 1988)

„Der Trierer Caritasdirektor (...) wollte die Schwestern in der Diözese Trier behalten. Er bot ihnen als Ersatz ein Haus in Langweiler an, und das Kinderheim wurde dorthin verlegt.“¹⁹

Langweiler im Hunsrück war eine katholische Gemeinde in protestantischer Umgebung, in der 1918 bis 1920 zwei wohlhabende Damen aus Koblenz (...) ein dreistöckiges Gebäude errichten ließen. Darin sollte ein Kinderheim in kirchlicher Trägerschaft eröffnet werden. „Die Inflation verhinderte zunächst die geplante Nutzung. 1925 erwarb die Stadt Oberhausen das Haus als städtisches Erholungsheim für Kinder. Im Zweiten Weltkrieg diente es als Unterkunft für Flüchtlinge, Militär und Volkssturm. Seit 1946 führten die Trierer Borromäerinnen hier ein Altenheim. Als die Marienschwestern 1951 auf das Gebäude aufmerksam wurden, stand es leer. Die Kongregation erhielt einen Kredit des Landes Rheinland-Pfalz für den Erwerb des Hauses und zur Beschaffung des Inventars. Sie gründete als Rechtsträger den Verein St. Marien e.V. Langweiler, der am 21.4.1951 Haus und Grundstück von der Stadt Oberhausen kaufte.“²⁰

¹⁷Ebd., Bd. 2, S. 554.

¹⁸Vgl. AB 173 und AB 366.

¹⁹Mertens: Geschichte der Kongregation, S.555. Vgl. AB 244 Chronik, Eintrag vom 1.3.1951.

²⁰Mertens: Geschichte der Kongregation, S.574. Vgl. AB 244 Chronik, Eintrag vom 16.3.1951. Vgl. WD 1/1 Chronik Langweiler 1951-2002, S.7.

Dass die Eröffnung eines Kindererholungsheimes nicht automatisch auch dessen Belegung sichert, wird in folgender Aktennotiz deutlich:

„Um nun wegen der künftigen Belegung Gewissheit zu schaffen, habe ich danach gefragt, ob die Stadt Oberhausen bereit wäre, die laufende Beschickung des Heims mit einer gewissen Anzahl erholungsbedürftiger Kinder zu garantieren, wenn von Seiten der Heimleitung alle Voraussetzungen zur einwandfreien Führung des Betriebes gesichert seien. Ich knüpfte an die Mitteilung von Herrn (...) [Caritasdirektor] an, dass Oberhausen etwa 40 % zu bemitteln bereit sei, das wären bei einer Belegung mit 70 Kindern etwa 28 Kinder. Der Sachbearbeiter des Jugendamtes; Herr [V.], teilte nun zu meiner Überraschung mit, dass der Etat für die Kinderlangverschickung in den letzten Jahren dauernd abgebaut und dass eine so weit gehende Zusage wohl nicht möglich sei. Im Prinzip will Oberhausen eine Zusage machen. Wir müssen aber mit einer wesentlich geringeren Belegungsziffer durch die Stadt Oberhausen rechnen. Herr [V.] erwähnte, dass die Stadt ein Haus noch auf einer Nordseeinsel hätte und dass sie immer viel Angebote von Heimen bekäme, von denen sie immer die günstigsten berücksichtigen würde. Er liess auch durchblicken, dass die Entfernung von Oberhausen nach Langweiler höhere Reisekosten verursachen würde als die Verschickung von Kindern ins Sauerland. Herr Caritasdirektor (...) hat sich mir gegenüber sehr stark gemacht, das Heim laufend zu beschicken. Er jedenfalls sah keine Gefahr für Rentabilität. Herr Dr. [B.] vom Jugendamt Oberhausen empfahl mir, mich wegen der Beschickung des Heims beim Sozialministerium von Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf umzuhören. Daher habe ich am 22.2. bei dieser Dienststelle Düsseldorf, Landeshaus, Bergerallee (...) persönlich vorgesprochen. Ich habe die Leiterin der Dienststelle, Frau Dr. [M.], nicht angetroffen, konnte aber mit der für „Kindererholungsfürsorge“ zuständigen Sachbearbeiterin, Fr. [H.] (aus Schlesien), Zimmer 1, ausführlich sprechen. Fr. [H.] bejahte die Möglichkeit, dass auch staatliche Stellen das Heim laufend beschicken. Sie möchte aber darauf aufmerksam machen, dass der Plan für dieses Jahr feststeht. Sie sprach auch davon, dass das Land Nordrhein-Westfalen in Münster eine Sozialverwaltung habe und dass der für Kindererholungsfürsorge zuständige Herr ein gewisser Dr. [W.] ist. Fr. [H.] empfahl „spezialisierte Kuren“. Sie machte darauf aufmerksam, dass heutzutage Kinder, die in keiner Gefahr sind, kaum noch verschickt werden. Sie empfahl weiter eine Besprechung mit einem erfahrenen Medizinalrat vom für das Heim zuständigen Gesundheitsamt, um von diesem zu hören, für was für spezialisierte Kuren sich das Heim besonders eignet. Sie hielt es für richtig, festzulegen, was für Heilanzeigen (Befunde) und was für Heilfaktoren (angewandte Mittel) in Frage kommen.“²¹

In den notierten Erinnerungen wird der Übergang von der Kinderlandverschickung zur Kindererholung deutlich. Während des Zweiten Weltkrieges wurden Kinder aus großen, dem Bombardement ausgesetzten, Städten aufs Land in Familien in Sicherheit gebracht. Diese Kinderlandverschickung scheint um 1951 langsam eingestellt worden zu sein, während die Verschickung von Kindern in Erholungs- und Kurheime stärker gefördert wurde. Hierzu mussten die Heime bestimmte Voraussetzungen erfüllen. Marienhöh hatte außer einer Höhensonne keine medizinisch-therapeutischen Angebote und konnte deshalb für sich nur als Kindererholungsheim werben.

²¹ WD 49 Aktennotiz Bad Nauheim, 28.2.1951. Die Rechtschreibung entspricht der Akte: das „ß“ wurde durchgängig durch „ss“ ersetzt.

So musste die Oberin von Marienhöh/Langweiler 1952 über die Ausstattung des Heimes an den Verband katholischer Einrichtungen der Jugenderholungs- und Jugendheilfürsorge, Freiburg i.Br., Referat Kinderfürsorge berichten, dass an Spiel- und Bastelmaterial für Kleinkinder Bausteine, Knetmasse, Steckspiele, Dusimaspiele und Legetäfelchen, für „schulaltrige“ Kinder Fußbälle, Gummibälle, Laubsägen, Gesellschaftsspiele, Buntstifte, Tischtennis, Geschicklichkeitsspiele und Zusammensetzspiele vorgehalten worden seien. Unter rhythmischer Erziehung böten die Schwestern Musik- und Bewegungsspiele an. Als Spielplatz gäbe es einen Platz mit festem Boden, eine Rasenfläche, einen Garten, Wald sowie eine Wiese.

Die Frage im Erfassungsbogen, ob „Bettnässer und erziehungsschwierige Kinder aufgenommen werden könnten“, wurde verneint. Die Schwestern mussten einen pädagogischen und seelsorglichen Bericht an die Entsendestellen schreiben, außerdem mussten ärztliche Berichte abgeliefert werden.

Auf die Frage nach dem beschäftigten Personal wurden sechs Kindergärtnerinnen vermerkt sowie die Gruppengrößen mit 10, 15, 20 oder 25 Kindern angegeben. Jede Gruppe habe ihr eigenes Wohnzimmer, eigene Wasch- und Klosetträume. Es gäbe zwei Wannenbäder und zwölf Brausen. Insgesamt konnten als Mitarbeiterinnen zwölf Ordenskräfte, zehn Laien, davon sieben mit staatlichem Examen genannt werden. Hierzu mögen auch die Mitarbeiterinnen in der Landwirtschaft, Küche und Hauswirtschaft gezählt haben.

Die Dauer der Kuren wurde mit vier, sechs oder acht Wochen angegeben und würden als sich abwechselnde Mädchen- und Jungenkurse praktiziert. Es gäbe ein Behandlungszimmer, in dem zwei- bis viermal während des Aufenthaltes ein Arzt zur Visite vorbeikomme. Zwei Krankenzimmer, eine Krankenschwester und ein Telefonnachtanschluss zum Arzt seien für die Pflege kranker Kinder vorhanden. Als ärztliche Diagnosen, die zur Verschickung führen konnten, wurden Asthma, allgemeine Schwäche, nicht näher definierte Entzündungen und zwei weitere Diagnosen [nicht lesbarer handschriftlicher Eintrag im Formular, d. Verf.] genannt. Zu einer evtl. notwendigen Röntgenaufnahme könne in das nahegelegene Krankenhaus, vermutlich in Idar-Oberstein [Anm. d. Verf.], gefahren werden. Für das Jahr 1952 wurden 29.614 Pflorgetage angegeben.²²

Das Haus war wohl in gutem Zustand, durch die Vornutzung allerdings verwohnt und musste für die oben beschriebenen Angebote erst renoviert werden. „Um eine kindgerechte Erholungszeit zu gewährleisten, mussten in den Gebäuden viele Veränderungen in den Räumlichkeiten vorgenommen werden.“²³ Nach Abschluss dieser

²²Vgl. WD 34, Stand und Leistungen der geschlossenen Fürsorge im Jahre 1952.

²³Mertens: Geschichte der Kongregation, S.574. Vgl. WD 1/1 S.7.

Arbeiten, konnten die Schwestern die neue Niederlassung am 1.6.1951 beziehen. Da das Haus auf einer Anhöhe liegt, erhielt es den Namen „Marienhöh“.

„Bald nach dem Einzug der Schwestern begann die erste Kur mit über 60 Jungen. Sie dauerte acht Wochen. Zur nächsten Kur kamen 100 Kinder. Für die Zukunft wurde die Dauer der Kuren auf sechs Wochen festgelegt. Die Schwestern gestalteten sie mit Wanderungen und Spielen in den ausgedehnten Waldgebieten sowie mit Besichtigungen der Edelsteinbergwerke und Edelsteinschleifereien.

Großzügige Unterstützung erhielt das Kinderheim von dem nahe gelegenen Stützpunkt der amerikanischen Armee. Ein amerikanischer Priester, der sich aus gesundheitlichen Gründen zwischen 1953 und 1955 mehrfach zur Erholung in Marienhöh aufhielt, knüpfte den Kontakt. Die Amerikaner veranstalteten Festessen zugunsten des Heimes und boten Besichtigungen auf ihrem Flugplatz an. Sie schenkten dem Haus auch einige Geräte, die damals noch nicht überall zu finden waren, so einen Fernsehapparat, einen Plattenspieler, ein Radio und ein Tonbandgerät.“²⁴

Im Jahr 1954 wurde in einem Bericht an das Finanzamt Cochem sowohl über das Klientel als auch über dessen Verpflegung berichtet: „In dem Kindererholungsheim Marienhöhe werden Kinder zur Betreuung aufgenommen. Es sind dies in den meisten Fällen Kinder aus kinderreichen Familien, Kinder deren Mutter Kriegswitwe oder deren Vater kriegsgeschädigt bzw. erwerbslos ist. Im letzteren Falle deshalb, weil die Mutter tagsüber zur Arbeit gehen muss. Oft sind es T.B. gefährdete Kinder. Vor Aufnahme wird vom Schularzt bestätigt, dass ein Aufenthalt im Kinderheim dringend notwendig ist. Die Betreuung, Kinderpflege und die den Kindern entsprechende Wirtschaftsführung liegt in Händen von Schwestern, welche für diese Zwecke ausgebildet wurden. Die Kinder unterstehen einer ständigen Überprüfung des Heimarztes, der am Ende der Kur eine Besserung der Kinder bescheinigt. Die Kinder erhalten eine gute, kräftigende Kost mit reichlich Milch. Bei allen Kindern ist durchweg ein sehr guter Erfolg festgestellt worden. Daraus ergibt sich, dass eine Hilfsbedürftigkeit der Kinder vorliegt und dass die Hilfeleistung notwendig ist, um eine bestehende Notlage zu beheben. (...) Als Vergütung wird dem Heim ein Tagessatz von DM 4,- gezahlt und zwar entweder von Sozialämtern oder dem Caritasverband. Zuschüsse werden nicht gezahlt, sodass die gesamte Hilfeleistung durch die Heimleitung aufzubringen ist.“²⁵

1956 waren dreizehn Schwestern in dieser Kommunität. In den 1960er Jahren stieg die Zahl auf 20 Schwestern an, die neben der Arbeit im Kinderheim für die ambulante Krankenpflege im Dorf zuständig waren, Nähkurse gaben, für die Sakristei in der Pfarrkirche sorgten und im Gottesdienst Orgel spielten. „Zehn Jahre lang führten sie auch

²⁴Mertens: Geschichte der Kongregation, S.575. Vgl. AB 244 Eintrag 1.6.1951.

²⁵WD 49, Meldung an Finanzamt Cochem vom 28.10.1954. Die Rechtschreibung entspricht der Akte: das „ß“ wurde durchgängig durch „ss“ ersetzt.

den Kindergarten, der am 14. Oktober 1962 eingeweiht wurde, bis sie ihn 1972 wegen Schwesternmangels aufgeben mussten.“²⁶

Da in den 1950er Jahren die Ernährung noch schwer sicher zu stellen war, schafften die Schwestern drei Kühe, einige Schweine und Hühner an, kauften angrenzendes Ackerland an und richteten einen eigenen landwirtschaftlichen Betrieb ein. Dessen Leitung übernahm ein Verwandter einer Schwester, der ebenfalls aus Schlesien geflüchtet war. Erst in den 1970er Jahren verpachteten die Schwestern die landwirtschaftlichen Flächen wieder, da nun Einkäufe für die Gemeinschaftsversorgung leichter zu besorgen waren und die Landwirtschaft zu viel Arbeitskraft der Schwestern band.

Im Visitationsbericht vom 26. bis 30.10.1971 findet sich ein Eindruck über den Beginn der 1970er Jahre in Langweiler: „Der Neubau, wie auch der Umbau im Haupthaus in kleinere Zimmer, entsprechen dem Zweck des Hauses und werden heutigen Ansprüchen gerecht. Die Arbeit der Schwestern ist nun bedeutend erleichtert, da die Kinder in kleinere Gruppen aufgeteilt und betreut werden. (...) Das Arbeitspensum wird mit Hilfe von Praktikantinnen und Mädchen geschafft. Die Schwestern werden zum Gebet und zu den Mahlzeiten abgelöst. In der Landwirtschaft helfen uns die Nachbarn mit den großen Maschinen. Der Viehbestand sollte verringert werden, da eine Angestellte für den Stall fehlt.“²⁷

Ein Jahr früher, 1970, wird im Visitationsbericht allerdings schon die Überlastung der Schwestern im Erziehungsdienst durch die begleitend laufende Feldarbeit beklagt: „Von einem Teil der Schwestern wird die zusätzliche Feldarbeit beklagt. (...) Ich [halte] die Feldarbeit bei dem noch so guten Willen der Schwestern untragbar. Die Kinder beanspruchen die Schwestern voll und ganz. Ich halte es für Unrecht, die Schwestern den Kindern auch nur für eine Stunde unnötig zu entziehen. Die Folge solch übermäßiger Belastung ist dann doch nur Krankheit und Unlust.“²⁸ Am 31.8.1979 wurde der landwirtschaftliche Betrieb eingestellt und die Scheune verpachtet. „Die Stallung diente noch einige Jahre der Schweinehaltung für Eigenverbrauch.“²⁹

Die Nachfrage nach Kindererholung nahm mit Beginn der 1950er Jahre stetig zu bevor sie Mitte der 1970er Jahre begann, nachzulassen, und zu einer erst teilweisen Umnutzung der Anlage und dann zur Schließung des Kindererholungsheimes führte. So wurden immer mehr Gebäude hinzugekauft und die bereits genutzten ausgebaut. Von einem ehemaligen Bürgermeister, dessen Ehefrau als Betreuerin in der Kindererholung tätig war, wurde 1952 ein Haus erworben und zum St. Josefshaus ernannt. In diesem kamen die Kleinkindgruppen im Alter ab 4 Jahren bis zur Einschulung unter. 1957 und 1958 wurde das Dachgeschoss des Haupthauses aufgestockt, um Personalräume zu erhalten. Im Speisesaal des Haupthauses wurden Holzpfiler durch Eisenträger ersetzt, um mehr Platz für Kinder, Schwestern und Angestellte zu schaffen. 1959 kaufte die Kongregation ein

²⁶Mertens: Geschichte der Kongregation, S.575.

²⁷AB 54, Visitationsbericht vom 26.-30.10.1971.

²⁸Ebd., Visitationsbericht von 1970.

²⁹WD 1/1, S.8.

Haus einer Familie aus Langweiler an und gab ihm den Namen „Maria Rast“. Von 1961 – 1965 wurde darin das Noviziat der Kongregation untergebracht, das aufgrund des Mauerbaus von Berlin nach Langweiler verlegt wurde. 1962 konnte die eigene Ave-Maria-Kapelle nach einiger Bauzeit während des weiterlaufenden Kindererholungsbetriebs eingeweiht werden. Bis dahin waren die Schwestern mit bis zu 100 Kindern sonntags in einen eigens für sie gegebenen Gottesdienst in die Pfarrkirche von Langweiler gegangen. 1963 wurde die Scheune von Maria Rast umgebaut, um mehr Platz für das Noviziat und eine Priesterwohnung zu erhalten, 1964 wurde die Scheune des St. Josefshauses zum Wohnhaus umgebaut, um den Schwestern Einzelzimmer bieten zu können. 1968 musste wegen behördlicher Auflagen das Haupthaus renoviert werden, um kleinere Schlafräume einzurichten. Dadurch gingen Belegplätze verloren, sodass das Waldhaus 1971 einen Anbau erhielt. Die durchschnittliche Belegzahl eines Kindererholungskurses habe bei 130 Kindern gelegen.

„Nachdem das Noviziat 1965 fortgezogen war, begann man 1967 in Langweiler mit der Ausbildung hauswirtschaftlicher Lehrlinge. Von der Bezirksregierung in Koblenz erhielt das Haus die Anerkennung als Ausbildungsstätte für die Berufsausbildung in der Hauswirtschaft. Die Leitung übernahm eine geprüfte Gewerbelehrerin. In einem zweijährigen Kurs wurden die ersten acht Schülerinnen in den hauswirtschaftlichen Fächern ausgebildet, besuchten an zwei Tagen in der Woche die Berufsschule in Bernkastel, halfen stundenweise im Kinderheim mit und legten anschließend eine staatliche Prüfung vor der Schulkommission der Kreisberufsschule Bernkastel ab.“³⁰

Im September 1978 wurde das Provinzialat vom Marienkrankenhaus Cochem nach Langweiler verlegt, weil das Krankenhaus Cochem ausgebaut wurde. So musste auch in Langweiler für den benötigten Platz ein neues Haus, das Haus Elisabeth, gebaut werden, das durch einen überdachten Gang mit der Kapelle verbunden war. Ein ursprünglich geplantes Schwimmbad konnte wegen der steigenden Ölpreise nur noch als Turnhalle verwirklicht werden. In dieser Zeit wurden von den Entsendestellen immer weniger Kinder in die Erholungszeiten geschickt, sodass für Senioren das Waldhaus mit fließendem Wasser in den Zimmern ausgebaut wurde. 1976 wurden darin die ersten erwachsenen Gäste empfangen und 1988 wurde mit dem Ende der Sommersaison „die Kindererholung ganz eingestellt.“³¹ Die ersten erwachsenen Gäste waren teilweise Russlanddeutsche, die durch den Katholischen Lagerdienst vermittelt wurden.

„Aus verschiedenen Gründen ging die Kindererholung Ende der 70er Jahren rapide zurück. Die Finanzknappheit der Sozialverbände und anderer Entsendestellen war ein wesentlicher Grund, dass immer weniger Kinder kamen. Wir waren kein Kinderkurheim, und somit konnten wir keine therapeutischen Maßnahmen anbieten. Auch der fehlende Unterricht während der Schulzeit spielte eine Rolle.“³² Das Versäumnis von sechs Wochen Unterricht scheinen Eltern im Gegensatz zu den 1950er und 1960er Jahren zwischen Mitte

³⁰Mertens: Geschichte der Kongregation, S.578.

³¹Ebd., S.579. Offiziell mit Schreiben der damaligen Provinzoberin Sr. Engelfried Raschke vom 8.12.1988 (siehe WD 1/1).

1970 und 1988 nicht mehr leicht genommen zu haben. So waren wohl die Ferienzeiten gut belegt, aber die andere Zeit des Jahres immer weniger nachgefragt. Wird im Jahresbericht von 1969 noch beschrieben, dass „die Nachfrage für Kindererholungsplätze (...) groß [ist], sodaß ein Teil der Kinder nicht aufgenommen werden kann“³³, findet sich das Kindererholungsheim nur zehn Jahre später in einer schwierigen wirtschaftliche Lage wieder: „Die finanzielle Situation ist unbefriedigend, da die zuständigen Stellen wenig Kinder schicken. Das Heim ist in den letzten 2 Jahren unterbelegt. Daher sind die Einnahmen so gering, daß es sich ohne Hilfe des Westdeutschen Provinzialates nicht trägt.“³⁴

Auch die anfängliche medizinische Begründung dieser Erholungskurse fiel dem veränderten Zeitgeist zum Opfer: „Die Entsendestellen bzw. die Caritasverbände haben uns keine Kinder mehr schicken können, da vor allem auch die Ärzte die Befürwortung einer solchen Kur nicht mehr gaben. (...) Es liegt zum großen Teil auch daran, dass Eltern und Verbände keine Zuschüsse mehr aufbringen können.“³⁵ Das Aufrechterhalten des Kindererholungsheimes Marienhöh war für den Orden ein Verlustgeschäft, da die sehr geringen Tagessätze keine Kostendeckung ermöglichten. Im Jahresbericht von 1984 ist zu lesen, dass alle Konvente aus ihren Einkünften leben können mit Ausnahme des Kindererholungsheimes in Langweiler. „Seit Jahren decken die Einnahmen nicht die Ausgaben. Bei größeren Reparaturen, erforderlichen Neuanschaffungen oder Instandhaltung der Häuser wird von der Provinzkasse ein Zuschuß gewährt.“³⁶

Mehr und mehr entwickelte sich die Anlage hin zu einem ganzjährig geöffneten Haus, das Zimmer für Urlaubsgäste, aber auch Räume für Pfarreien, für Tagungen, Seminare und Einkehrtage anbot. Das Priesterseminar in Trier nutzte das Haus für Exerzitien.

War mit dem Sommerferienkurs 1988, offiziell durch die Provinzleitung am 8.12.1988³⁷, bereits die Kindererholung aufgegeben worden, stellte die Kongregation am 8.6.2004 die Arbeit in der Seniorenerholung sowie als Bildungshaus in Langweiler insgesamt ein.

³²Schmid, Priska: Kurzer Rückblick über die Entstehung der Niederlassung der Marienschwestern in Langweiler Marienhöh 1-10, o.O., o.J., S. 2f. Die Rechtschreibung entspricht der Akte: das „ß“ wurde durchgängig durch „ss“ ersetzt.

³³WD 8, Visitationsbericht vom 21. bis 25.4.1969.

³⁴Ebd., Visitationsbericht vom 14. bis 17.4.1978.

³⁵WD 34, Bericht vom 31.12.1988. Die Rechtschreibung entspricht der Akte: das „ß“ wurde durchgängig durch „ss“ ersetzt.

³⁶WD 62, Jahresbericht 1984.

³⁷Vgl. WD 1/1, Chronik Langweiler.

Den noch vorhandenen Tätigkeitsberichten der Jahre 1956 bis 1962 können Belegzahlen und einige Hinweise auf Angestellte entnommen werden. Zu den leeren Feldern gab es keine Angaben³⁸:

Jahr	Anwesende Kinder	Genehmigte Plätze	Kinderpflegerinnen	Praktikantinnen / mitarbeitende Mädchen über 18 J.	Hausmeister	Landwirt	Arbeiter	Hausangestellte	Hausgeistlicher	Ehepaar als Wirtschaftler
1956	765	130								
1957	980	130								
1958	990	130								
1959	972	130								
1960	936	130								
1961	935	130								
1962	948	130								
1963	865	130								
1964	823		4					8		
1965	901		2			1	1	10		
1966	862	130		1+2				12		1
1967	767	130		4	1	1			1	

³⁸AB 173, Archivakte Langweiler 1951 – 1977, Blatt 11

2. Auswertung des Fragebogens

Verschickt wurden 33 Fragebögen. 23 Fragebögen kamen wieder zurück, davon 18³⁹, in denen negative und 5, in denen positive Erlebnisse geschildert wurden. Die Addition einzelner Posten ergibt nicht immer die Anzahl der Fragebögen, da etliche Betroffene nicht alle Fragen beantwortet haben.

2.1. Geburtsjahre der Betroffenen, der Eltern und Geschwister sowie Schulabschluss und Berufsausbildung

Verschickungskinder

Jahrgänge	Anzahl
1940	1
1941	1
1942	1
1946	1
1947	1
1949	2
1950	1
1951	1
1955	1
1956	1
1957	2
1958	1
1961	1
1966	1
1971	1

Berufsausbildung

Kein Schulabschluss:	0
Hauptschulabschluss:	8
Mittlerer Schulabschluss:	6
Fachabitur / Abitur:	5
Abgeschlossene Berufsausbildung:	13
Abgeschlossenes Hochschulstudium:	5

Mütter

Jahrgänge	Anzahl
1909	1
1913	2
1915	1
1916	2
1918	1
1921	1

Berufsausbildung

Kein Schulabschluss:	0
Hauptschulabschluss:	14
Mittlerer Schulabschluss:	3
Fachabitur / Abitur:	0
Abgeschlossene Berufsausbildung:	11
Abgeschlossenes Hochschulstudium:	0

³⁹In diesem Teil des Berichtes werden Zahlen in numerischer Weise genutzt, um eine schnellere Erfassung der Aussage zu ermöglichen.

1924	1
1931	2
1935	2
1936	1
1938	1
1939	1

Väter

Jahrgänge Anzahl

1905	1
1907	1
1908	1
1910	2
1912	1
1916	1
1917	1
1922	1
1926	1
1928	1
1931	1
1935	1
1936	1
1938	1
1941	1

Berufsausbildung

Kein Schulabschluss:	1
Hauptschulabschluss:	14
Mittlerer Schulabschluss:	2
Fachabitur / Abitur:	0
Abgeschlossene Berufsausbildung:	14
Abgeschlossenes Hochschulstudium:	0

Brüder

Jahrgänge Anzahl

1937	1
1938	2
1948	1
1950	1
1952	1
1953	1
1955	1
1957	1
1958	1

1959	1
1961	1
1963	1
1969	1

Schwestern

Jahrgänge	Anzahl
1939	1
1940	1
1945	1
1949	1
1950	1
1951	2
1952	1
1953	1
1955	1
1956	1
1961	2
1962	1
1968	1

2.2. Wie haben Sie die Schulzeit erlebt? Waren Sie gerne in der Schule?⁴⁰

8 Betroffene erlebten Ihre Schulzeit als schön, positiv und überwiegend erfolgreich. Teilweise wird einschränkend benannt, dass sie auch als anstrengend und herausfordernd wahrgenommen wurde.

5 Meldungen beschreiben eine Grundschulzeit voller Angst, Gewalt und Hänseleien. Es sei eine schlechte, überfordernde Zeit gewesen.

13 mal berichten Betroffene, dass sie gerne in der Schule gewesen seien. Manche allerdings erst in höheren Klassen oder in einer weiterführenden Schule.

2.3. Welche Erfahrungen haben Sie mit Lehrern/Lehrerinnen als Autoritätspersonen gemacht?

Hier kommen folgende Beschreibungen vor:

⁴⁰Die wörtlich übernommenen Beschreibungen der den Fragebogen ausfüllenden Personen wurden, wo es für den Lesefluss nötig war, behutsam grammatikalisch und orthographisch angepasst, da es sich teilweise um Aufzählungen oder unvollständige Sätze handelte.

- je nach Person seien sie mal autoritär, streng, altmodisch, ungerecht und streng oder auch freundlich, modern und aufgeschlossen gewesen
- normales Verhältnis
- keine Probleme gehabt
- gemischt
- keine schlechten Erfahrungen, außer dass mal die Backe lang gezogen worden sei
- introvertierte Menschen hätten es schwer gehabt, gehört zu werden.
- Schlechte Erfahrungen
- Schläge auf die Finger und auf den Po
- teils strenge bis brutale Lehrer
- Lehrer sei ein alter Nazi gewesen
- Jungs seien oft geschlagen worden
- gewalttätiger Musiklehrer, der in fast jeder Stunde eine/n Schüler/in verprügelt habe

2.4. Welche Erfahrungen haben Sie mit Pfarrern als Autoritätspersonen gemacht?

Hier kommen folgende Beschreibungen vor:

- schlechte Erfahrungen werden zwölfmal genannt, darunter präzise beschrieben als:
- strafend
- Dorfpfarrer schlug Jungs
- sehr streng
- distanziert

aber auch:

- nur gute werden dreimal genannt
- beste
- aufgeschlossene und junge Kapläne

2.5. Welche Erfahrungen haben Sie mit Ausbildern/Ausbilderinnen z.B. in der Lehre gemacht?

- Zwölfmal wurden positive Erfahrungen genannt, präzise ausgedrückt als:
- hochqualifizierte Ausbildung

aber auch:

- unangenehm wie die Lehrer
- übergriffiger Chef
- sexuelle Übergriffe durch Chef
- rassistische Ausbilder

- streng
- fordernd
- desinteressierte Ausbilder

2.6. Wie war die familiäre Situation in der Zeit vor Ihrem Aufenthalt in Langweiler?

- Eine eher harmonische Familie beschreiben 7 Personen. Eine schreibt ausdrücklich von einer dysfunktionalen Familie.
- 3 beschreiben, dass in ihrer Familie Gewalt vorkam.
- Wenig empathische Eltern
- strenge Anforderungen an Kinder und häufige Bestrafung
- Dreimal wird eine durch viele Geburten überforderte Mutter genannt.
- Einmal wird die Belastung der alleinerziehenden Mutter beschrieben.
- Eine Person beschreibt sich als Trennungskind, eine weitere als Halbwaise.
- Eine Betroffene benennt, uneheliches Kind zu sein.
- Dreimal werden Kriegstraumata als Grund für den Mangel an Empathie gegenüber den eigenen Kindern genannt.
- Zweimal werden Spannungen in der Familie nach der Rückkehr des Vaters aus Krieg und/oder Gefangenschaft beschrieben. Einmal wird dies ausdrücklich verneint.
- Armut in der Familie beschreiben 8 Personen.
- Bei den Großeltern überwiegend aufgewachsen sind 3 Personen.
- 8 Personen sagen, dass sie häufig krank gewesen seien als Kind.
- 4 Betroffene arbeiten früh im elterlichen Betrieb, in der Familie oder im Bauernhof mit.
- 8 Betroffene sagen, dass ihre Eltern sehr beschäftigt und sie sich selbst überlassen gewesen seien.
- 5 Personen mussten früh Verantwortung für jüngere Geschwister übernehmen.
- 11 Personen berichten von Strafen durch Eltern, Lehrer/innen, Pfarrer wie: Ecke stehen, Prügel, Ohrfeigen, Schläge mit dem Rohrstock. Davon kommen Mehrfachnennungen bei Ohrfeigen, Gebrauch des Rohrstocks und dem In-der-Ecke-Stehen vor.
- Bei einer Person hatte die Familie kurz vor deren Erholungsaufenthalt einen Umzug zu bewältigen.
- Bei einer Person gab es während des Aufenthaltes in Langweiler ein krankes Kind zu Hause, bei einer anderen Person ein Geschwisterkind mit erhöhtem Betreuungsaufwand aufgrund einer Behinderung.
- Folgende Beschreibungen gab es dazu, wie die Essenszeiten in den Familien gepflegt wurden:
 - feste Zeiten und Tischregeln
 - ganz normal

- Gebet – essen – aufräumen – spülen – abtrocknen
 - Mutter hat vorgekocht. Das Kind aß dann alleine. Am Samstag und Sonntag aßen sie zusammen.
 - Mittags und abends wurde zusammen gegessen. Es gab gutes Essen und war harmonisch.
 - 3 gemeinsame Mahlzeiten.
 - Gemeinsam am gedeckten Tisch.
 - Vater war traumatisiert und deshalb seien bei Tisch Spannungen spürbar gewesen.
 - Mutter sei sehr fürsorglich gewesen.
 - Regelmäßige Mahlzeiten und sehr angenehm.
 - Große Runde mit 10 Personen am Tisch.
 - Unregelmäßig und chaotisch.
 - Wer am schnellsten gegessen hatte, wurde satt.
 - Süßes war strikt reglementiert
 - Limonade gab es nicht
- 17 Personen beschreiben, dass sie immer ausreichend zu essen hatten. 3 Personen sagen, dass das Essen nicht immer gereicht hat, um satt zu werden.
 - Die Hungerjahre von 1945 bis 1948 haben zwei Personen erlebt.
 - Auf die kindlichen Bedürfnisse beim Essen wurde durch die Eltern wie folgend beschrieben reagiert:
 - ohne Zwang
 - gut
 - ganz normal
 - mit Verständnis
 - Von Großtante verwöhnt, was der Vater missbilligt habe.
 - adäquat
 - Als Kinder hätten sie nichts ablehnen können.
- 3 Personen beschreiben, dass es in ihrer Familie eher eintöniges Essen gegeben hätte. Zwei sprechen von normalem Essen. 1 Person sagt, dass es vielfältig und deftig gewesen sei und sie keine Milchsuppe gegessen hätte. Eine andere Person schwärmt von der leckeren Milchsuppe. Wieder eine andere berichtet von einem wöchentlichen Essensplan. Insgesamt 10 Personen sprechen von eher vielfältigem Essen.
- Als Stadtkinder bezeichnen sich 9 Personen, 11 beschreiben sich als Landkinder und eine sagt, sie sei sowohl Stadt- als auch Landkind gewesen.
 - 10 Personen bejahen, dass sie als Kinder tote Tiere gesehen hätten (Hasen, Enten, Hühner, Schweine). 8 Personen verneinen diese Frage.

- 9 Personen waren an Gerüche, wie sie in einer Wurstküche vorkommen, gewöhnt, 10 Personen war dies fremd.
- Ob bestimmte Essensgerüche bei ihnen Ekel ausgelöst hätten, beantworten die Befragten wie folgt:
 - vor Langweiler nicht, danach ja.
 - Bei sauren Nieren.
 - Spinat.
 - Fetttes Fleisch.
 - 2 Personen haben keine Erinnerung daran.
 - 8 Personen verneinen diese Frage.
- 3 Personen sagen, dass sie ein/e mäkelige/r Esser/in gewesen seien. 12 verneinen das, 2 haben daran keine Erinnerung.
- 3 Personen sagen, dass dies die Eltern oder Großeltern akzeptiert hätten, 2 verneinen diese Frage.
- Zwölf Personen verneinen die Frage, ob sie geschimpft worden seien, wenn sie ihren Teller nicht leer essen wollten. 1 Person beschreibt, dass der Teller immer leer gegessen werden musste. 4 Personen können sich an Unmut darüber erinnern.
- 16 Personen kennen den Satz „Es wird gegessen, was auf den Tisch kommt.“. Davon schreibt 1 Person, dass sie dies aber nur außerhalb der Familie gehört hätte. 5 Personen kannten diesen Satz in ihrer Kindheit nicht.

2.7. Aufenthalt in Langweiler im Jahr

1951	1
1953	1
1954	1
1958	1
1960	1
1961-1962	1 (als Jahrespraktikantin im Alter von 20 Jahren)
1962	2
1963	3
1965	1
1967	1
1966-1967	1 (Langzeitaufenthalt)
1971	1
1979	1
zwischen 1965 und 1968	1

2.8. Alter der Kinder

5 Jahre	6
6 Jahre	1
7 Jahre	2
8 Jahre	4
9 Jahre	2
10 Jahre	3
12 Jahre	1
zwischen 6 und 8 Jahren	2
zwischen 8 und 11 Jahren	1

2.9. Dauer des Aufenthaltes

3 Wochen	2
4 Wochen	3
6 Wochen	13
1 Jahr	1

2.10. Namen der Schwestern oder des Betreuungspersonals⁴¹

In den Fragebögen werden die Namen der Schwestern A, C, E, J und der Angestellten K genannt.

Die Schwestern B, D, F, G, H, I werden im Gesprächsprotokoll der noch lebenden Schwester genannt.

2.11. Welche Stelle hat den Aufenthalt empfohlen?

- Caritas (7 Nennungen)
- Krankenkasse (3 Nennungen)
- Amtsarzt
- bekannte Ärztin der Familie
- Schularzt
- Gesundheitsamt
- 6 Personen haben keine Erinnerung dazu

Auswertung:

Die Geburtsjahrgänge der Betroffenen erstrecken sich mit jährlich einer oder maximal zwei Nennungen von 1940 bis 1966. Dann gibt es eine große Lücke und wieder eine letzte

⁴¹Die Hinweise zur Anonymisierung der Namen wurden auf Seite 6 des Berichts vorgestellt.

Nennung für 1971. Mit der Nachmeldung im Februar 2025 gibt es noch die Nennung des Geburtsjahres 1970. Die Geburtsjahrgänge der Eltern erstrecken sich von 1909 bis 1941. Hier sind also sowohl Kriegskinder des Ersten als auch des Zweiten Weltkriegs zu finden sowie Kriegsteilnehmer des Zweiten Weltkriegs. In den Berichten wird auch in einigen Fällen von Vertreibung aus dem Sudetenland oder Schlesien berichtet, etliche Väter waren in Gefangenschaft.

Bei der Ausbildung der Eltern findet sich überwiegend der Hauptschulabschluss und die Berufsausbildung. Einzelne haben einen Mittleren Schulabschluss. Auffällig ist, dass kein Elternteil das Fachabitur, das Abitur oder ein Studium absolviert hat. Bei den Betroffenen ist zu sehen, dass sich der Bildungsgrad dann in Richtung Abitur und teilweise Studium verschiebt.

Die Jahre, in denen die Betroffenen sich in Langweiler aufgehalten haben, erstrecken sich von 1951 bis 1967. Hier gibt es zwei Nennungen für das Jahr 1962, drei Nennungen für das Jahr 1963 und 2 Nennungen für das Jahr 1967, worin der Jahresaufenthalt einer Betroffenen inkludiert ist. Dann gibt es wieder eine große Lücke und eine letzte Meldung für das Jahr 1979 sowie eine weitere über die im Februar 2025 eingetroffene E-Mail für das Jahr 1980⁴².

Das Alter der Kinder lag damals zwischen 5 und 12 Jahren. Hier fällt eine Häufung bei den 5 Jährigen (6 Nennungen), den 8 Jährigen (4 Nennungen) und den 10 Jährigen (3 bzw 4 Nennungen mit der Nachmeldung im Februar 2025⁴³) auf.

Die Erfahrungen mit Schule, Lehrer/innen, Ausbilder/innen und Pfarrern bilden eine ausgewogene Mischung der Beschreibung von schlecht bis gut. Auch bei den Strafen ist beides zu sehen. Deutlich wird aber auch, dass körperliche Strafen durchaus noch üblich waren. Problematisch scheint, dass einzelne Personen meist alles erleben mussten: überfordernde Schulzeit, übergriffige Ausbilder/innen, rigide Pfarrer sowie Strafen und Demütigungen wie z.B. das Ecke-Stehen.

Nahrungsknappheit haben nur wenige genannt. Das Essensumfeld war überwiegend positiv gestaltet, Essen war in der Regel vielfältig. Das heißt aber auch, dass es bei manchen zu wenig gab, Konkurrenz um Essen entstand, Spannungen bei Tisch herrschten.

3. Berichte von Betroffenen nach Themen sortiert

Im folgenden Kapitel werden die negativen und positiven Erfahrungsberichte der Betroffenen nach Themen sortiert wiedergegeben. Da alle Betroffenen sich zu mehreren

⁴²Da in diesem Kapitel nur die Ergebnisse der Fragebögen genannt werden, wird die Nachmeldung einer Betroffenen per E-Mail extra genannt. Diese war im Jahr 1980 in Langweiler.

⁴³Ebd.

Punkten geäußert haben, sind diese Aussagen nun über die Themenblöcke verteilt und nicht mehr im zusammenhängenden Fließtext aus dem Fragebogen zu finden. Dies dient auch der weiteren Anonymisierung der Schilderungen. Alle im Kapitel 3 zitierten Erlebnisse sind Originalzitate. Manche stichpunktartige Berichte werden in indirekter Rede als Text wiedergegeben, einige Aussagen behutsam den orthographischen und grammatikalischen Regeln angepasst.

3.1. Der Schlafsaal

„Die Nächte waren für mich Horror. Reden oder Umdrehen im Bett war nicht erlaubt. Aufstehen, um zur Toilette zu gehen, nur im äußersten Notfall und in Begleitung einer Schwester. Regelmäßig gab es Kontrollen durch die Schwestern. Diese Kontrolle kündigte sich an durch das Licht an der Milchglastür. Mit einer Taschenlampe ging die Schwester durch die Reihen und leuchtete jedem Kind ins Gesicht. Die durch das Licht der Taschenlampe im - ansonsten absolut dunklen - Schlafsaal erzeugten Schatten verängstigten mich damals. Ich versuchte, der Kontrolle durch Verstecken unter der Decke zu entgehen. Noch heute kann ich – selbst im Hochsommer – nur fast vollständig unter der Bettdecke „vergraben“ einschlafen.“

„Abends beim Einschlafen mussten wir mucksmäuschenstill im Bett liegen, die Nachtwache saß im Flur und leuchtete einem beim kleinsten Geräusch mit ihrer Taschenlampe ins Gesicht und schimpfte und drohte mit einem Einzelzimmer. Auch durften wir nicht zur Toilette. (...) [Name einer Zimmergenossin] hat ab und zu nachts ins Bett gepinkelt und wurde dafür von den Nonnen vor allen anderen Kindern gedemütigt. Sie bekam keinen frischen Schlafanzug.“

3.2. Gewalt beim Essen

„Bei einem (...) Spaziergang habe ich Schlachtabfälle (Schweineohren und Schweineschwänze) im Bach gesehen. Am gleichen Tag gab es Blutsuppe. Ich sagte der Schwester, dass ich die nicht essen könne. Antwort: „Du bleibst so lange sitzen, bis der Teller leer ist“. Ich habe mich vor dieser Blutsuppe einfach nur geekelt und habe gesagt, ich will lieber nichts essen. Die Schwestern blieben hart, der Speisesaal leerte sich und ich saß alleine da. Immer wieder kam eine Schwester, um zu kontrollieren, ob der Teller leer war. Ich habe geweint und gebettelt – keine Chance - Wie lange ich da alleine im Speisesaal saß, kann ich nicht sagen, aber es muss sehr lange gewesen sein. Irgendwann gab ich auf und würgte die (kalte, gestockte) Blutsuppe herunter. Den Weg bis zur Speisesaaltür habe ich dann nicht mehr geschafft. Ich brach zusammen und habe alles wieder erbrochen. Bis heute kann ich Blut- und Leberwurst sowie Innereien nicht einmal ansehen, ohne dass mir übel wird.“

Ich „sollte meinen erbrochenen Salat essen. Musste bis zum Abendessen im Speisesaal sitzen. Aber das Abendessen bekam ich nicht und musste ins Bett. Hungrig!“

„Zu essen gab es morgens und abends Schmalzbrote und mittags Kartoffeln mit Specksoße. Viele haben das fettige Essen nicht vertragen und erbrachen sich über den Tisch. Alle mussten weiter essen, keine durfte aufstehen.“

„Wir standen zum Essen immer in einer Schlange an und jedes Kind bekam eine riesige Portion auf den Teller geknallt. Ein „bitte nicht so viel“ wurde übergangen. Ich mochte keinen Grießbrei, keinen Milchbrei und keine Schmalzbrote. Ich wurde dazu gezwungen zu essen, eher durfte ich nicht aufstehen. Einmal gab es Milch- oder Grießbrei mit Pflaumen. Ich aß nur die Früchte. Als es bemerkt wurde, musste ich den Brei essen. Vor Ekel erbrach ich mich auf den Teller. Die Schwester verlangte, den Teller leer zu essen, trotz des Erbrochenen. Auch Schmalzbrote musste ich essen, hungern gab es nicht. Mir war ständig übel und ich erbrach mich häufig. Das wurde immer als böse und absichtlich ausgelegt. Eben ungezogen. Durch Kummer und Magenschmerzen wurde ich sehr langsam beim Essen und auch bei den Spaziergängen. Da nannte mich Schwester C. vor allen anderen „Fräulein Langweiler“. Ab da war dies mein Rufname. Oft saß ich als Letzte am Tisch, weil ich das ekelige Essen nicht schnell genug runter bekam. Einmal schaffte ich es nicht rechtzeitig auf die Toilette und erbrach mich im Flur. Ich wurde harsch angegangen, musste das Erbrochene aufwischen, durfte zur Strafe nicht am Nachmittagsprogramm teilnehmen und sollte ins Bett. (...) Die genannten Lebensmittel esse und koche ich bis heute nicht. Außerdem habe ich eine Laktoseintoleranz, das kannte man damals noch nicht.“

„Wir mussten unsere Teller leer essen, selbst wenn wir beim Versuch zu schlucken, zu würgen begannen, Ich habe bis heute einen Ekel vor Mirabellen, die ich nicht essen wollte, aber musste, obwohl ich sie wieder erbrach.“

„Ich musste am Tisch weiter essen, wenn andere dort ihr Erbrochenes aufessen mussten.“

Das Essen war „nicht sehr schmackhaft. Es wurde mit wahnsinnig viel Zucker (selbst als Kind, das Süßes mag zu heftig) und Fett zubereitet. Deshalb und aufgrund des Zwangs, alles aufzuessen, haben sich wahrscheinlich so viele Kinder übergeben.“ Die Betroffene beschreibt auch, dass es zum Frühstück ein Glas Milch mit Zucker, zum Mittagessen Zuckernudeln und zum Abendessen Schokoladenpudding gegeben habe. Das Ziel sei gewesen, dass die Kinder an Gewicht zulegen würden.

„Ich erinnere mich nur noch an den Abend mit der dicken Milch. Ich wurde gezwungen zu essen und habe erbrochen.“

„Ich kann mich erinnern, dass ich an meinem Essplatz vor einem Teller Grießbrei gesessen habe, den ich nicht mochte. Ich werde ihn wohl aufgegessen haben.“

„Essen, bis dass der Teller leer war, auch das Erbrochene habe ich essen müssen! (...) Kinder haben oft Durst vom Spielen. Man hat nichts zwischendurch zu trinken bekommen. Auf dem Balkon stehende klare Zitronenlimonade, 1 Flasche für die ganze Woche.“

Ansonsten gab es nur zum Morgen, nachmittags und abends Tee oder Ähnliches. Ich wurde auf der Toilette beim Wasser trinken aus dem Wasserhahn erwischt, hier habe ich mir Schläge ins Gesicht gefallen lassen müssen und wurde verbal beschimpft, wenn ich nicht höre, käme ich in den Keller.“

Ich musste „sogar das Erbrochene essen und Schläge gab es auch.“

„Es gab Quark zu essen und das schmeckte mir nicht. Ich wurde aber gezwungen, weiter zu essen. Als ich meine Schüssel mit Widerwillen leer gegessen hatte, brachte die Nonne einen Topf mit Restquark. Mit einem großen Löffel musste ich weiter essen. Als ich mich erbrach, zwang sie mich, weiter zu essen. So aß ich mein Erbrochenes unter Tränen.“

Ein Betroffener berichtet, dass das Essen eine durchgedrehte Masse gewesen sei und dass die Erwachsenen Besseres und in anderen Räumen gegessen hätten.

„Am Schlimmsten waren die Mahlzeiten. Ich war dort zum Zunehmen. Wir mussten alles aufessen, bis der Teller leer war. Ich habe mehrfach mitbekommen, wie Kinder erbrachen. Sie mussten weiter essen und durften vorher nicht aufstehen.“

„Die regelmäßigen Mahlzeiten habe ich in guter Erinnerung.“

3.3. Heimweh

„Ich hatte Heimweh! Die Eltern durften uns nicht besuchen oder mit uns telefonieren.“

Ich hatte „fast 14 Tage hohes Fieber und vor allen Dingen Heimweh. (...) Ich denke, diese Nonne in dem Kloster war eine furchtbare Person und ließ ihren Frust an mir aus. Eine nicht uniformierte Frau versuchte mich zu trösten.“

„Ich hatte großes Heimweh, wie lange es konkret angehalten hat, weiß ich heute leider nicht mehr. Ich vermute jedoch, dass es die ganzen vier Wochen dauerte.“

Ich hatte Heimweh „über den kompletten Zeitraum.“

Ich hatte „wahrscheinlich die ganze Zeit über [Heimweh]. Ich habe viel geweint.“

„Ich hatte 6 Wochen lang Todesangst. Ich habe mich noch nie in meinem Leben so alleine und verlassen gefühlt.“

Ich hatte während der sechs Wochen „nie“ Heimweh und „habe nicht gelitten“ unter dem Verhalten des Betreuungspersonals.

Zur Frage nach Heimwehgefühlen berichtet ein Ehemaliger, dass er überhaupt keine gehabt und dort eine liebevolle Betreuung genossen habe. Das Personal sei immer besorgt und ansprechbar“ gewesen.

3.4. Bewegung draußen und Versorgung von Wunden

„Bewegung in frischer Luft bedeutete Spaziergänge in Gruppen. Jeweils drei Kinder in einer Reihe, die sich an den Händen halten mussten.“

Bei den Spaziergängen mit den Betreuerinnen von Marienhöh habe ich „Panzer und Soldaten gesehen (...) und dachte, dass Krieg ist und ich nicht mehr nach Hause komme.“

„Generell war alles sehr streng. Wir gingen gesittet in Zweierreihen im Wald „spazieren“.“

„Beim Spielen auf einer am Hang gelegenen großen Wiese, lief mir eine Zimmergenossin mit einem Frosch nach. Ich lief ihr davon und am unteren Ende der Wiese kurz vor einem Bach standen einige Tannen. Ich schaute zurück und wieder nach vorne, da erwischte mich ein Ast unterhalb von meinem linken Auge. Ich hatte eine große klaffende Platzwunde, die auf der Länge des Auges verlief, stark blutend. Die betreuende Schwester schrie mich an und knallte mir mit der Hand als Strafe ins Gesicht. Die Wunde wurde nur mit einem Pflaster versehen, diese hätte eigentlich genäht werden müssen.“

„Bin gefallen, habe mich verletzt. Kein Pflaster bekommen. Hatte am letzten Tag geeitert.“ Dieser Betroffene berichtet auch, dass sie Waldspaziergänge gemacht, Beeren gesammelt und am Bach gespielt hätten. Die gefundenen Achatsteinchen seien ihnen abgenommen worden.

Ich „habe den Wald genossen, Achate gefunden.“

3.5. Langzeitaufenthalt und medizinische Behandlung

Eine Betroffene schildert einen Langzeitaufenthalt von einem Jahr, der durch das Gesundheitsamt angeordnet worden sei. Zuvor habe sie aufgrund einer verschleppten Rippenfellentzündung und eines vernarbten Lungenflügels in einem Krankenhaus einer größeren Stadt für sechs Wochen auf der Isolationsstation gelegen. In dieser Phase habe sie ihre Eltern nur durch eine Glasscheibe sehen dürfen. Dieser Behandlungsphase im Krankenhaus habe sich der einjährige Aufenthalt in Langweiler von 1966 bis 1967 angeschlossen.

Da im Kindererholungsheim Langweiler kein Schulunterricht angeboten wurde, wie aus einem Jahresbericht ersichtlich ist, sei die Betroffene schulisch zurückgestellt und erst mit sieben Jahren eingeschult worden.

Einmal im Monat oder vierzehntägig habe es am Sonntag Besuchserlaubnis für die Eltern von ungefähr zehn Kindern gegeben. Dazu hätten die Kinder auf kleinen Stühlen sitzend auf einer Sandsteintreppe auf ihre Eltern gewartet. Vor ihnen sei ein Tau gespannt gewesen, das ihr Vater weggenommen habe und dafür geschimpft worden sei. Ihr Vater habe auf der Heimfahrt, nach der Erzählung der Mutter, immer sehr geweint. Dennoch sage ihre betagte Mutter, dass es damals üblich gewesen sei, solcherart Anordnungen zu akzeptieren. Die Betroffene und ihre Mutter berichten beide, dass nach dem Aufenthalt in Langweiler die Lungen aller Familienmitglieder einmal im Jahr geröntgt worden seien. Möglicherweise sollte die Tochter in diesem Jahr des Aufenthaltes eine Tuberkulose ausheilen lassen. Die Mutter der Betroffenen meint sich daran erinnern zu können, dass es sich um eine solche Erkrankung gehandelt haben könnte.

Täglich habe sie eine Spritze erhalten, ab und zu sei ein Arzt vorbeigekommen und einmal sei es zu einer Zwangsbehandlung gekommen. Hierzu hätten drei Erwachsene sie als 5-Jährige festgehalten und der Arzt habe einen fingerdicken Schlauch durch den Mund vermutlich in den Magen eingeführt. Im Anschluss daran habe sie erbrochen.

Ebenso habe sie keinen Spinat essen können und diesen erbrochen. Anschließend habe sie den Teller leer essen müssen. Beim Duschen habe man das Wasser über ihren Kopf laufen lassen. Sie habe das Gefühl gehabt zu ersticken, laut geschrien und nach Luft geschnappt.

Die Betroffene beschreibt, dass sie in einem 3-4-Bett Zimmer geschlafen habe und aufgrund ihrer Angst bei Gewitter weinend im Bett gelegen habe. Sie könne sich erinnern, dass sie dann eine Ohrfeige erhalten habe und in Angststarre gefallen sei. Durch diese Schläge seien ihre Ohringe mit Maikäferchen kaputt gegangen.

Sie könne sich an eine weltliche Erzieherin L. erinnern, die ungefähr 65 Jahre alt gewesen sei. Ob diese eine spezielle Betreuungsperson für die „Jahreskinder“ gewesen sein könnte, könne sie nicht mehr erinnern.

In der persönlichen Schilderung der Betroffenen wird die Not des 5-jährigen Kindes deutlich: „Als 5-jähriges Mädchen können sie es nicht verstehen, dass die Eltern einfach ohne sie nach Hause fahren. Ich habe wirklich keine schöne Erinnerung an diesen Aufenthalt. Keine Liebe, kein Verständnis, keine Zuneigung. Erbrochenes Essen wieder essen zu müssen, war einfach nur ekelhaft. Von Erwachsenen festgehalten zu werden, um einen Schlauch schlucken zu müssen, bleibt mir immer in Erinnerung. Wasser über den Kopf laufen zu lassen, obwohl man nach Luft ringt. Das alles werde ich nie vergessen.“

3.6. Regelung des Toilettengangs

Ich „durfte in der Mittagszeit nicht auf die Toilette. Nie! Es war ganz schrecklich.“

„Dunkel erinnere ich mich, dass man nicht zu lange auf der Toilette bleiben durfte (bei mir hat es wohl manchmal „zu lange“ gedauert.“

„Während der Mittagsschlafzeit musste man als Toilette eine große Konservendose benutzen, die mitten im Schlafsaal stand (unter den Blicken aller).“

„Man traute sich nachts nicht auf die Toilette zu gehen, da man mit Trinkentzug bestraft wurde.“

Eine Ehemalige sagt, dass sie jederzeit habe zur Toilette gehen können und dies nicht in irgendeiner Form geregelt gewesen sei.

„Vermutlich gab es Grundregeln, wie Toilettengang vor dem Schlafen, aber keine Verbote.“

3.7. Operation vor Ablauf der sechs Wochen

„Im Alter von 8 Jahren kam ich am 3. Juli 1979 für die Dauer der Sommerferien nach Langweiler in das Kinderheim Marienhöh. (...) Am gleichen Tag erlebte ich einen weiteren Schock beim Abendessen: es gab Grießbrei. Da ich diesen bis heute nicht mag, wurde ich gezwungen, den voll geschöpften Teller leer zu essen. Solche Vorfälle kamen in den nächsten Wochen öfter vor. Nun, diese Dinge hören sich nicht so schlimm an. Aber die Folge von all diesem war, dass ich nach einigen Wochen mit starken Bauchschmerzen im Bett lag. Durch die starken Schmerzen verbrachte ich einige Zeit klagend im Bett und mein Bettlaken bestand aufgrund des Hin- und Herwälzens irgendwann nur noch aus Fetzen. Schließlich wurde der Notarzt / Rettungswagen gerufen und ich kam mit Blinddarm-Verdacht ins Krankenhaus nach Idar-Oberstein. Im Krankenhaus wurde dann die OP durchgeführt, doch leider gingen meine Bauchschmerzen nicht weg. Ich kam auf ein Einzelzimmer in Quarantäne [im Krankenhaus, d.Verf.]. Dort verbrachte ich 6 Wochen. Da wir zuhause ein Lebensmittelgeschäft hatten, wusste ich lange nicht, an was ich wohl erkrankt war. Meine Eltern erzählten mir, falls ich gefragt würde, sollte ich sagen, dass ich eine Dünndarm-Entzündung hätte. Jahre später erzählten sie mir, dass ich an Typhus erkrankt war. Eine Ansteckung von zuhause aus wäre vom Gesundheitsamt (...) ausgeschlossen worden. Dies wäre auch durch die jährlichen, regelmäßigen Kontrollen der Behörde ausgeschlossen worden.“

3.8. Erzieherische Kompetenz

„Nach meinen Erfahrungen halte ich den Begriff „pädagogische Arbeit der Schwestern“ für völlig falsch. Persönliche Demütigungen sind mir noch gut in Erinnerung.“

„Große emotionale Kälte. Ich fühlte mich total fremdbestimmt.“

„Es war für mich eine sehr schöne Zeit, an die ich immer gerne zurückgedacht habe. Ich habe liebevolle und fürsorgliche Schwestern erlebt; kann mich an keinen negativen Fall /

kein negatives Ereignis erinnern. [Ich] war beeindruckt / begeistert von der betreuenden Schwester (hat alles mitgemacht!).“ Schwester E. habe Strümpfe gestopft, habe mit den Jungen ein Iglu gebaut und sei mit ihrem Habit in das Iglu gekrochen. Er habe mit der Schwester und den anderen Jungen Pilze und Beeren gesammelt und für die Schwester Blumen auf der Wiese gepflückt. Als er hingefallen sei, habe die Schwester ihn getröstet.“

3.9. Bedingungen im Elternhaus

Die Eltern einer Betroffenen hätten in wechselnden Schichten gearbeitet, sodass immer ein Elternteil zu Haus bei der Betroffenen und ihrem Bruder habe sein können.

„Leider kann ich meine Eltern nicht mehr näher befragen. Meine Mutter verstarb 1985 und mein Vater verdrängt dieses Thema.“

Die Mutter sei alleinerziehend gewesen und habe auch einmal Urlaub gebraucht.

„Langweiler war meine schlechteste Erinnerung mit Abstand. Auch wegen des Spitznamens. Ich wurde fast jedes Jahr verschickt und hatte immer sehr Heimweh. Vom 3. bis 8. Lebensjahr lebte ich mit meiner verwitweten Mutter alleine.“

Eine Betroffene berichtet, dass im Herbst vor ihrer Verschickung im Januar und Februar ihre Schwester als Contergan-Kind geboren worden sei. Die Überforderung der Mutter mit bereits 5 Kindern und dem Schock, der auf die Geburt des sechsten Kindes folgte, könnte der Grund für die Verschickung gewesen sein. Außerdem sie in der großen Familie immer viel Trubel gewesen.

„Meine Eltern wollten mich eigentlich von diesem Aufenthalt abbringen. Leider hatte ich meinen Kopf durchgesetzt, dass sie mich in dieses „tolle Ferienlager“ ließen.“

Unser „desolates Zuhause.“

Zwei Brüder berichten, dass sie aus einem armen Elternhaus stammten und auch noch in ein anderes Erholungsheim geschickt worden seien, in dem sie viel schönere Erfahrungen als in Langweiler gemacht hätten.

3.10. Gründe für die Verschickung

„Das Ziel meiner Eltern bestand darin, dass ich zu dünne war und zunehmen sollte.“

„Angeblich Unterernährung.“

Ich „sollte meine kleine Schwester, die sehr dünn war, begleiten und auf sie aufpassen.“

„Ich war oft krank und wohl von schmaler / kleiner Statur. Ich glaube allerdings auch, dass meine Mutter es als Erleichterung empfand, wenn 1 – 2 Kinder schon mal außer Haus waren. Sie war immer viel mit meinem 4 Jahre jüngeren, behinderten, Bruder beschäftigt und arbeitete viel.“

„Meine Mutter litt an einer Bauchspeicheldrüsenentzündung, die lange nicht als solche erkannt wurde. Sie wäre fast daran gestorben, musste ins Krankenhaus. Meine Oma sah sich mit drei Kindern überfordert, deshalb musste ich „weg“. Da ich als einzige noch nicht zur Schule ging, fiel die Wahl auf mich.“

„Ich wollte dorthin, weil meine Freundin hin musste.“

Meine Eltern „meinten, eine Luftveränderung täte mir gut.“

Eine Frau W. von der Caritas habe die Eltern überzeugt, dem Kind den Aufenthalt in Langweiler zu ermöglichen.

Ich war „Kriegskind. [Meine] Tante war bei der Caritas beschäftigt.“

„Ich war zu dünn!“

3.11. Umgang mit Kleidung

„Vorher fand, extra für diesen Aufenthalt, eine Einkaufsrunde für Kleidung statt. Aus meiner Erinnerung Bademantel, Bikini und Handtücher. Der erste Tag begann für mich damit, dass diese Kleidungsstücke angeblich nicht in meinem Koffer vorhanden waren. Somit bekam ich irgendwelche alten abgelegten Sachen als Ersatz. Später erzählten mir meine Eltern, dass im Kinderheim entschieden wurde, mir meine neuen Sachen nicht auszuhändigen, da dies den Neid unter den Kindern schüren könnte.“

Die Ehefrau eines Betroffenen beschreibt, dass dessen Mutter einmal vor Ort in Langweiler gewesen sei und Wäsche gebracht habe.

3.12. Waschsituation

Es hat nach den Schilderungen von Betroffenen, die in etwa zu dem Bild des Hausprospektes passen könnten, ein großen Duschbecken gegeben, das mit bis zu 30 cm Wasser gefüllt werden konnte. Dort war samstags Badetag und die Mädchen hatten einen Bikini zum Duschen an.

3.13. Nachwirkungen

„Vor Jahren habe ich durch Zufall die Marienhöhe besucht. Heute ein schönes Hotel. Mein Mann und ich wollten dort essen. Als das Essen kam, musste ich sofort das Haus

verlassen. Ich bekam eine Art Panikattacke. Wir sind dann gefahren. Ich war sehr aufgewühlt.“

„Heute mit 74 Jahren habe ich immer noch sehr unter Heimweh zu leiden. Glockengeläut macht mich total traurig.“ Die Zeit zum Schlafengehen war meist begleitet durch das Läuten der Glocken (d. Verf.).

„Aus heutiger Sicht denke ich, dass meine sehr ängstliche, unsichere Art, die mich bis ins Erwachsenenalter begleitet hat, aus den Kindheitserfahrungen resultiert. Dazu hat auch der Aufenthalt im Kindererholungsheim beigetragen, ist sicherlich jedoch nur ein Baustein von vielen.“

„Der Aufenthalt ist ein Grund unter vielen anderen, warum die Kirche für mich eine unglaubliche teils kriminelle Organisation ist. In meinen Augen gilt das für die Institution mit ihren Oberhäuptern als auch für die kleineren Institutionen vor Ort. Es ist außerdem eine reine Männerbündelei, in der Frauen die niederen Arbeiten tun dürfen.“

Eine Betroffene berichtet, dass sie sich im Kinderheim von der Operation eines durchbrochenen Blinddarms hätte erholen und zunehmen sollen. „Als ich nach den sechs Wochen wieder nach Hause kam, erschrak meine Mutter über meinen körperlichen Zustand: aus einer mit dem Heimaufenthalt beabsichtigten Gewichtszunahme war das Gegenteil geworden! Ebenso waren mir die Strapazen des vorangehenden Krankenhausaufenthaltes wohl noch deutlicher anzumerken!“

„In diesem Augenblick, da ich Ihnen diese Zeilen schreibe, überkommt mich erneut eine große Wut, welche ich im Laufe der Jahre bereits zu vergessen geglaubt hatte. Ja, ich wollte es auch vergessen.“

„Ich kann bis heute keinen Käse, Quark, Joghurt oder sonstige saure Milchprodukte essen, was aber wichtig wäre. Ich leide an starker Osteoporose. (...) Da mein Vater [wegen der Erfahrungen seiner Tochter, d.Verf.] aus der Kirche ausgetreten ist, war er nicht bei meiner 1. hl. Kommunion dabei. Das war sehr schlimm für mich. Ich wollte mich auch nicht firmen lassen. Ich war die Einzige in meiner Klasse. Ich bin auch nicht kirchlich verheiratet. All das wollte ich nicht mehr. Meinen beiden Söhnen habe ich nicht erlaubt, mit der Jugendfreizeit in Ferien zu fahren, da der Pastor dabei war. Das führte immer wieder zu Diskussionen in der Familie. (...) Ich habe immer wieder versucht herauszufinden, wo dieses Erholungsheim war. Ich bin deswegen sehr froh, dass der SWR das recherchiert hat. Ich bin auch sofort hingefahren. Es war ein schwerer Gang für mich. Aber ich bin sehr froh, dass jetzt mal alles aufgedeckt wird und nicht alles nur kindliche Spinnereien waren.“

„Bin aus der Kirche ausgetreten, habe heute noch mit den Erlebnissen zu kämpfen. Und ich weiß, dass diese Auswertung auch nichts bringt, um meine Erlebnisse zu verarbeiten. Im Gegenteil, hierdurch sind sie wieder gut in meiner Erinnerung. Und passieren wird auch nichts. (...) Meine seelischen Schmerzen kann mir keiner nehmen. Ich möchte gerne

wissen, was nach über 50 Jahren noch geschehen soll. Warum wurde damit so lange gewartet??? Wollte man sich aus der Verantwortung stehlen??“

„Als ich wieder zu Hause angekommen war, erkannten meine Eltern mich kaum wieder, so viel hatte ich zugenommen. Als ich von meinem Erlebten berichtete, glaubte mir keiner. Es kamen nur solche Antworten wie: „Das glaube ich nicht, dass Nonnen, die der Kirche angehören, so etwas machen. Dann seid Ihr nicht lieb gewesen“. (...) Eigentlich müsste man Schmerzensgeld von dem Orden wegen seelischer und gewaltsamer Grausamkeit erhalten!“

Bei ihrer Rückkehr dachte eine Betroffene, dass ihre Eltern sie belogen hätte. „Sie sagten, das wäre für mich eine schöne Zeit. Dabei war es für mich die Hölle. Ich glaube, ich habe meine Eltern gehasst.“

„Der Aufenthalt in Langweiler wurde positiv betrachtet, da ich merklich erholt und gekräftigt nach Hause kam. (...) In der Folgezeit war ich weniger häufig krank.“

3.14. Trennung von Geschwistern

Eine Betroffene beschreibt, dass sie als 10- oder 11-Jährige ihre 7- oder 8-jährige Schwester begleiten sollte und nach Ankunft in Langweiler von dieser getrennt wurde. „Es war eine gefühlt sehr schlimme Zeit, weil ich nicht meinen Auftrag, meine Schwester zu schützen, die sehr sehr scheu war, erfüllen konnte. Sie musste, weil sie 2,5 Jahre jünger war in einem Schlafsaal neben unserem schlafen.“

„Ich sollte meine 1,5 Jahre ältere Schwester, die kränklich war, begleiten. Sie kam aber aufgrund des Alters in ein ganz anderes Haus. Wir waren getrennt. Ich habe meine Schwester zufällig am Zaun zwischen den unterschiedlichen Aufenthaltsgebäuden wiedergesehen. Ich habe bitterlich geweint und großes Heimweh gehabt.“

3.15. Schläge, Gewalt, Strafen

„Das Schlimmste waren die Schläge auf den nackten Po. Es herrschte abends spät Krach im Schlafsaal und die Schwester schlug mich mit einem Turnschuh und sagte, jetzt tut sie auch noch so unschuldig. Sie hatte mich auf dem Kieker, weil ich mich nicht im Intimbereich von ihr waschen lassen wollte, sondern aus der Badewanne gehopst bin.“

„Ich sollte nicht nur an Gewicht zunehmen, sondern mir auch das Daumenlutschen abgewöhnen. Zur Kontrolle wurde ich nachts häufig mit einer Taschenlampe angestrahlt, in den Waschraum gezogen und dann gab es Schläge mit einem Stock auf meine Hand. Ich bin mit Angst eingeschlafen, hatte Angst vor der Dunkelheit und wurde zum Bettnässer. Dafür gab es wieder Prügel.“

„An Schläge kann ich mich nicht erinnern, wohl an Schubsen oder mal grob am Arm zerren.“

Als – wie eine Betroffene schreibt – gängige Erziehungsmethoden wurden Zimmerarrest verhängt, mussten Kinder, zum Teil auch nachts, in der Ecke stehen und wurden Kinder wegen ihrer Schwächen vor den anderen Kindern lächerlich gemacht und blamiert. Es sei verboten gewesen, abends im Bett noch zu reden. Wenn sie wegen Heimwehs geweint habe, sei sie als Heulsuse bezeichnet worden.

„An die Nacht, in der die Schwestern mich schlugen, erinnere ich mich, und dass ich mich dazu auf den Bauch legen musste. Ich traute mich nicht zu weinen und traute mich auch nicht am folgenden Tag in den Frühstückssaal, weil ich glaubte, dass alle mit dem Finger auf mich zeigen würden und mich auslachen würden. Sie schlugen mich massiv auf den Po, weil ich geweint hatte. (...) Das Schlimmste ist das Schamgefühl...“

„Im Schlafsaal wurde ich mehrfach (wegen schwätzen oder weinen ?) von der Aufsichtsschwester aus dem Bett „zitiert“ und sie legte mich über ihren Schoß und gab mir Bestrafungsschläge auf das Gesäß. Diese Schwester hatte immer eine Nadel (von Handarbeiten oder Näharbeiten) in der Hand, die sie nicht weg tat. Diese Stiche durch die Schläge sind mir bis heute in Erinnerung.“

Über die Erlebnisse ihres verstorbenen Mannes berichtet eine Dame: „Die Kinder wurden geschlagen und auch er wurde unter die Dusche (kalt) gezerrt, so was war für ihn völlig unbekannt und er hat sich heftig gewehrt. Aber es nützte nichts. Auch hatte er sich Blasen in den Schuhen gelaufen und musste sie trotzdem weiter anziehen. Er hatte so viel er sich erinnern konnte, nur 1 Paar. Auch im Bett durften sie keine Mukser von sich geben, durften nicht miteinander sprechen. Sollte mittags schlafen, aber in dem Alter war man mittags nicht müde und wollte reden. Beim leisesten Geräusch waren sie direkt da.“

Eine damals 5-jährige Betroffene schreibt, dass es Schläge gegeben habe und sie anschließend ins Bett gehen musste.

„Handschläge erfolgten mit einem Stock.“

Ich wurde damit bestraft, „bei der Nonne im Büro in der Ecke zu stehen. Das kam öfter vor. Draußen hörte ich die anderen Kinder spielen. Durch diesen Umgang mit mir wurde ich krank. Ich bekam Fieber und weinte sehr viel. (...) Meine Mutter hat wohl öfter sich nach mir erkundigt. Ihr wurde immer gesagt, dass ich draußen am Spielen sei, was nicht der Wahrheit entsprach. Als ich wieder in T. angekommen bin, haben meine Eltern mich kaum noch erkannt. Ich hatte an Gewicht abgenommen und war so eingeschüchtert, dass ich tagelang nicht gesprochen habe. Nur ganz langsam habe ich dann erzählt, wie es mir ergangen ist. Mein Vater war außer sich und ging mit mir zu der Stelle, die die Erholung genehmigt hat. Ich glaube, es war die Caritas. Mein Vater wurde laut und berichtete, wie es mir ergangen sei. Aber anscheinend hat er damals nichts erreicht.“ Weiter berichtet

diese Betroffene, dass sie von der Schwester, in deren Büro sie in der Ecke stehen musste, erfahren habe, dass ihre Mutter ein Paket mit Madeleins geschickt habe. „Die habe ich gerne gegessen. Davon habe ich nichts bekommen. Die [Schwester, d.Verf.] hat sie in meiner Gegenwart gegessen und gesagt: Deine Mutter meint wohl, du bekommst hier nichts zu essen.“

„Ich habe mitbekommen, dass anderen Kindern mit dem dunklen Keller gedroht wurde, wenn sie sich nicht benehmen. Besonders die Nonnen waren kalt und grausam zu uns Kindern. Seelische Grausamkeit, Manipulation, körperliche Züchtigung. Das alles war an der Tagesordnung.“

Eine Ehemalige schreibt, dass sie keinerlei Strafen erhalten habe. „Kann mich nicht an Einzelheiten erinnern, nur, dass es schön war. (...) Ich glaube, ich wäre lieber in Langweiler geblieben“, als wieder nach Hause gehen zu müssen (d.V.).

„An Ermahnungen bei Störung der Ruhezeiten kann ich mich erinnern, nicht aber an Bestrafungen, gleich in welcher Situation.“

Ein Betroffener habe Schläge wegen Bettnässens erhalten, wobei heute bekannt sei, dass es für die damals vorhandene Enuresis organische Gründe gegeben habe.

3.16. Post

„Meine Mutter schrieb fast täglich Briefe oder Karten und schickte manchmal Päckchen mit Süßigkeiten. Alles wurde ausgehändigt.“

Post sei zensiert worden.

Eine Betroffene habe „Briefe von meiner Mutter“ erhalten.

„Ich kann mich nur an eine Postkarte erinnern, die meine Mutter mir geschrieben hat, als es ihr etwas besser ging. Ich weiß lediglich, dass es einen Briefwechsel zwischen meinen Eltern und Schwester J. gegeben hat. Da ich noch nicht schreiben konnte, habe ich Bilder gemalt. Schwester J. hat dazu Texte geschrieben.“

Meine Post „wurde von den Nonnen geöffnet und die Inhalte der Päckchen wurden an alle verteilt. Ich musste schreiben und mein Brief wurde direkt von einer Aufsichtsnonne zensiert. Ich wurde gezwungen, die Unwahrheit zu schreiben in dem Sinne, dass es mir gut ginge, das Essen schmecke...“

„Ein- und ausgehende Briefe wurden zensiert.“

„Ich kann nicht sagen, ob die Postkarten von Schwester E. beantwortet wurden. Nach Lesen der Postkarte habe ich auch Post von meinen Eltern erhalten.“ Da diese Betroffene noch nicht eingeschult war, habe Schwester E. zweimal an ihre Eltern geschrieben.

Eine Betroffene berichtet, dass eine von ihr geschriebene Postkarte zerrissen wurde, wenn darin etwas Negatives zu lesen gewesen sei.

„Postkarten. Diese wurden kontrolliert“ daraufhin, ob alles positiv formuliert gewesen sei.

„Ich denke, dass dies grundsätzlich möglich war, habe aber keine Erinnerung daran, ob ich Sendungen erhielt. Soweit ich mich erinnere, habe ich ein- oder zweimal eine Ansichtskarte nach Hause geschickt.“

„Ab und zu durften wir einen Brief nach Hause schreiben. Wir durften nicht schreiben, dass wir Heimweh haben, weil dann unsere Eltern traurig sind. Auch durften wir nicht schreiben, dass es uns nicht gefällt. Die Briefe wurden von den Nonnen gelesen und wenn etwas nicht gut genug war, musste das betreffende Kind den Brief noch einmal schreiben.“

3.17. Besuchsverbot oder Besuchsmöglichkeiten

Eine Betroffene schreibt, dass sie ihre Eltern nicht besuchen durften, diese aber dennoch nach Langweiler gefahren seien, um ihnen von Ferne beim Spielen zuzuschauen.

Die Kinder, die für ein Jahr in Langweiler betreut wurden, durften nach den Worten einer Betroffenen, einmal im Monat oder vierzehntägig besucht werden.

„Nie, das war nicht gewollt.“

„Meine Tante wohnte in einem Nachbarort, nämlich in H. Sie wollte mich besuchen und hatte ein großes Paket mit Süßigkeiten zum Naschen mitgebracht. Aber leider durfte sie nicht zu mir, und von dem Inhalt des Paketes habe ich kein einziges Stück erhalten. Vermutlich wäre ich auch nicht mehr im Heim geblieben, wenn ich sie getroffen hätte. Ich hätte sie wohl gebeten, mich von hier mitzunehmen. Dass meine Tante mich besuchte, bzw. besuchen wollte, hatte sie uns im Nachhinein erzählt.“

„Ich glaube nicht, dass ich besucht wurde, daran kann ich mich nicht erinnern. Laut Postkarte wurde ich mindestens einmal besucht.“

„Elternbesuche gab es allgemein nicht, wenn ich mich recht erinnere. Das lag wohl an der abgelegenen Situation des Heimes und an den damals beschränkten Verkehrsmöglichkeiten. Ich habe solche Besuche nicht vermisst.“

3.18. An- und Abreisesituation

„Erinnern kann ich mich nur daran, dass ich mit einem Schild um den Hals im Zug saß und nicht wusste, wann genau ich aussteigen muss. Der Schaffner schickte mich im richtigen Bahnhof aus dem Zug, damit ich umstieg. Danach war ich auf mich alleine gestellt. Es ist mir heute ein Rätsel, wie es mir gelungen ist, in W. auszusteigen. Ich meine mich vage zu erinnern, dass ich fortwährend aus dem Fenster sah und dann etwas erkannte, was mich veranlasste, auszusteigen. Es war Gott sei Dank richtig.“

„Meine Eltern haben mich mit dem Auto abgeholt. Die Übergabe erfolgte in dem schönen, für Gäste bzw. Offizielle vorgesehenen Raum. Die Nonnen waren in dieser Situation sowohl zu meinen Eltern als auch zu mir sehr freundlich.“

„Ich bin ab dem Bahnhof T. mit dem Zug in Begleitung einer Dame der Bahnhofsmision nach Langweiler gebracht worden.“

3.19. Gute Erfahrungen

„Eine der Schwestern habe ich als sehr nett in Erinnerung.“

„Im Juni/Juli 1953 war ich durch eine Caritasinitiative meiner Heimatgemeinde für sechs Wochen nach Langweiler gekommen: Eines Tages kam eine Caritasmitarbeiterin zu meinen Eltern und schlug vor, mich zu einem Erholungsaufenthalt zu schicken. Offensichtlich waren mir damals noch die Hungerjahre von 1945 bis 1948 anzusehen. Ein oder zwei Tage später holte sie mich mit meinem Koffer ab und brachte mich in einer umständlichen, für mich aber abenteuerlichen Busreise, zu den Schwestern nach Langweiler. Dort lebte ich mich schnell ein. Ein bisschen Heimweh, das ich in den ersten Tagen manchmal empfand, war immer schnell überwunden, denn ich hatte bald Freundschaften geschlossen, und die Schwester, die meine Altersgruppe betreute, war mir umgehend ans Herz gewachsen.“

An viele Details meiner Zeit in Langweiler kann ich mich nach über 70 Jahren nicht mehr erinnern. Bildhaft sehe ich noch meinen Schlafplatz vor mir: Der Schlafraum meiner Gruppe lag zwischen den Räumen der beiden anderen Gruppen. Links neben dem Stellplatz meines Bettes war die Tür zum Zimmer der jüngeren, rechts zu dem der älteren Gruppe. Diese Türen standen beim Mittagsschlaf offen, und wenn meine Erinnerung nicht trügt auch nachts. Die Bettruhe wurde immer von einer der drei Gruppenbetreuerinnen überwacht. Durch die offenen Türen hatte sie die Übersicht über alle Schläfer und konnte geräuschlos von einem Raum zum anderen wechseln. Ich selbst hatte durch die Position meines Bettes zwischen den beiden anderen Gruppenzimmern ebenfalls beschränkten Einblick dort hinein. So bekam ich mit, wenn Kinder, die noch miteinander flüsterten, ermahnt wurden. Ausgeartete Strafmaßnahmen habe ich nicht miterlebt, sie wären mir sicherlich im Gedächtnis haften geblieben und hätten meine insgesamt guten Erinnerungen getrübt.

Der Essraum ist mir nicht mehr im Gedächtnis, auch nicht, was uns zum Essen gereicht wurde. Das kann aber – zumindest für meinen Geschmack – nicht schlecht gewesen sein. Ich könnte mich sicherlich erinnern, wenn ich einmal Mühe gehabt hätte, meinen Teller zu leeren. (Einige solcher Szenen meiner jüngeren Kindheit zu Hause sind mir durchaus noch gegenwärtig). Auch an schlimme Szenen, wie sie von Betroffenen in den Reportagen berichtet wurden, könnte ich mich mit Sicherheit erinnern, wären sie denn damals vorgekommen.

Von unseren Aktivitäten, mit denen unsere Tag gefüllt waren, sind mir nur zwei in Erinnerung: Es gab dort in der Gegend ein Wald-/Wiesengelände, „Im Paradies“ genannt. Dorthin gingen wir besonders gerne zum Spielen. Es floss dort ein kleiner Bach. Staudämme bauen und nach Achatsteinchen suchen, die auch heute noch in dieser Gegend zahlreich zu finden sind, waren unsere liebsten Beschäftigungen.

Am 4. Juli, meinem Namenstag, gingen die Schwestern mit allen Kindern in die nahen Wälder, um die (zumindest damals) dort massenhaft wachsenden Heidelbeeren zu pflücken. Mittags gab es sie dann zum Nachtisch.

Als die Zeit um war, trennte ich mich nur schweren Herzens von meinen neuen Freunden. Wir wollten wohl in Verbindung bleiben, aber der Alltag zu Hause hatte uns alle wieder viel zu schnell diese guten Vorsätze vergessen lassen. Lediglich an „unsere“ Schwester schrieb ich noch ein- oder zweimal einen Brief.“

Ein weiterer Ehemaliger schreibt folgenden Bericht:

„Mein Aufenthalt in Langweiler ist nun schon ca. 67 Jahre her. Daher habe ich nicht mehr all zu viele Erinnerungen an diese Zeit. Ich war damals 8 Jahre alt. Als Kind war ich wohl ein schmales Kerlchen (kann man auf alten Fotos noch sehen). Ziel des 6-wöchigen Aufenthalts in Langweiler war wohl, etwas mehr auf die Rippen zu kriegen (wie man früher sagte). Habe wohl auch einige Pfund zugenommen / Ziel erreicht!

Im Großen und Ganzen war es, wenn ich zurückblicke, für mich eine gute Zeit da in Langweiler.

Ich kann mich aus heutiger Sicht an keine Probleme oder Schikanen usw. erinnern. Für mich als 8-Jähriger war der Tagesablauf soweit normal. Klar, es mussten Ruhezeiten und feste Schlafzeiten eingehalten werden, die einem Jungen nicht immer gefallen haben und die man von zu Hause auch so nicht gewohnt war.

Es gab wohl auch zum Frühstück / Abendbrot Schmalzbrote. Ob ich die immer gerne gegessen habe? Ich hatte 1958 in Langweiler auf Pfingstsonntag meinen 9. Geburtstag.

An diesem Sonntag gab es [Schokoküsse]⁴⁴ nach dem Essen. Habe immer gedacht, es wäre wegen meinem Geburtstag. War wohl eher wegen Pfingsten....

Zum Thema Essen kann ich mich nicht weiter erinnern.

Meine Eltern haben mir für diese Erholung in Langweiler eine kleine Mundharmonika mitgegeben. Soweit ich mich erinnern kann, wurde mir die am ersten Tag abgenommen und weggeschlossen. Am letzten Tag vor der Heimreise habe ich die dann wiederbekommen. Hat man damals als 8-jähriges Kind einfach so hingegenommen und nicht hinterfragt!

Als Erwachsener habe ich mehrere Fahrten mit dem Motorrad nach Langweiler und zum Kloster Marienhöh gemacht. Bin immer gerne dahin gefahren. Bei einem dieser Besuche wurden mir von einer Schwester einige Ansichtskarten vom Kloster von der Kapelle geschenkt (waren wohl Restbestände des Klosters).

Fazit: Für mich war die Zeit im Kindererholungsheim Marienhöh OK.“

3.20. Eine Firma aus dem Saarland

Diese Firma habe immer wieder Kinder ihrer Beschäftigten für 3 Wochen in das Erholungsheim geschickt, damit die Kinder aus der Industrieregion Saarland frische Luft atmen könnten. Diese Kinder seien bevorzugt worden und hätten anderes Essen bekommen. Die Vermutung einer Betroffenen ist, dass die Firma evtl. einen besseren Tagessatz bezahlt habe.

3.21. Bericht einer Jahrespraktikantin (Kinderpflegerin)

Eine Jahrespraktikantin in der Ausbildung zur Kinderpflegerin lebte vom April 1961 bis April 1962 in Langweiler. Damals sei Schwester D. Oberin gewesen. Zu Beginn eines neuen Durchlaufs mit Kindern seien diese meist zuerst gegen Läuse behandelt worden. Die Mittagsruhe sei im Sommer auch draußen auf der Wiese gewesen. Diese Ruhe, die etliche Betroffene als unangenehm erlebt hätten, sei aber auch wichtig gewesen, damit die Kinder und Jugendlichen an einem langen Tag einmal etwas zur Ruhe gekommen seien und es für alle leiser gewesen sei.

Sie hätten viele Sing- und Kreisspiele gemacht, Fasching und Sommerfeste gefeiert, auch Theater gespielt. Das Essen sei für die Zeit Anfang der 1960er-Jahre einfach aber in Ordnung gewesen. Zu Festen habe es anderes Essen gegeben. Damals seien in den Schlafsälen 15 Betten gestanden. Einmal habe es in ihrer Gruppe einen Windpocken-Ausbruch gegeben. Sie habe die Kinder gepflegt und ihnen das Essen ans Bett gebracht. Die Altersgruppen seien immer unter sich geblieben. In ihrer Gruppe habe sie mit einer

⁴⁴Das alte Wort dafür ist heute nicht mehr gebräuchlich, deshalb habe ich mich entschieden, dieses auch im Zitat zu verändern, d.Verf.

anderen Betreuerin die Kinder während des Essens begleitet. Ihre Plätze seien im Erker des Speiseraums gewesen. Die Schwestern hätten unter sich in ihrem Refektorium gegessen. Sie selbst habe sich zusammen mit einer anderen Praktikantin ein Zimmer geteilt. Zu Beginn eines Durchgangs sei ein Arzt zu einer Untersuchung der Kinder gekommen. Zum Ende der sechs Wochen seien die Betten desinfiziert und neu bezogen worden. Die Praktikantinnen hätten dann 3 bis 4 Tage frei gehabt und hätten nach Hause fahren können. Sie habe vor Ort nicht putzen müssen. „Vom 15.04.1961 bis 15.04.1962 absolvierte ich mein praktisches Jahr als Kinderpflegerin im Kinderheim in Langweiler und erlebte dort eine liebevolle Atmosphäre. Von allen Vorwürfen, die Betroffene geäußert haben, kann ich keine bestätigen. Von einem dunklen Keller, kalten Duschen, [vom] Geschlagen-Werden, Gebrochenes aufessen [müssen], habe ich nie etwas gesehen und auch nicht gehört. Wir haben in demselben Raum gegessen, wie auch die Kinder. In der Zeit meines Praktikums habe ich liebevolle Schwestern kennengelernt, die trösten konnten, statt Schläge [zu] verteilen, die Kindern das Daumenlutschen nicht mit Schlägen auf die Hände abgewöhnen wollten. Bei all diesen Anschuldigungen stehe ich vor einem Rätsel, zu diesem Zeitpunkt war ich 20 Jahre. Die Traurigkeit der Kinder wäre mir aufgefallen. Ich erlebte, nachdem das erste Heimweh der Kinder vorbei war, frohe Kinder, das zeigen auch viele Fotos von dieser Zeit, die ich noch besitze.“

4. Recherche zu den genannten Schwesternnamen

In den von den Betroffenen ausgefüllten Fragebögen finden sich nur fünf Namen von vier Schwestern und einer Angestellten. In einem persönlichen Gespräch wurde mir der Vorname einer weiteren weltlichen Mitarbeiterin genannt. Alle anderen Personen schreiben, dass sie sich an keine Namen mehr erinnern können. Über einige Jahresberichte und Karteikarten in den Personalakten wird zumindest grob erkennbar, welche Schwestern in Langweiler gelebt und gearbeitet haben. Dennoch ist nicht exakt herauszufinden, welche Schwestern direkt in der Kinderbetreuung gearbeitet haben. In einigen Visitationsprotokollen tauchen Hinweise auf die Belastung der Schwestern auf. Da Belastungen zu eingeschränkter Empathie oder auch Fehlreaktionen führen können, möchte ich diese erwähnen. Schlussfolgerungen auf ein systematisches Versagen sind nicht möglich, da es sich um einzelne unverbundene Hinweise handelt. Dennoch lässt sich etwas von der Atmosphäre zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Gruppen erkennen.

Im Visitationsbericht vom 6. bis 8.10.1965⁴⁵ wird beschrieben, dass über 100 Kinder, darunter viele Vorschulkinder, während eines Kursdurchlaufs in den verschiedenen Gebäuden des Kindererholungsheimes lebten. Laut einem Zeitungsartikel der Trierischen Zeitung vom 4.7.1962 zur Kapelleneinweihung wird in diesem Kinderheim, „das – aus kleinsten Anfängen entstanden – ständig 100 bis 120 erholungsbedürftigen Kindern im Alter von 4 bis 14 Jahren auf durchschnittlich 5 bis 6 Wochen Aufenthalt gewährt. (...), die

⁴⁵Vgl. WD 8, Visitationsbericht vom 6. bis 8.1965.

aus allen Teilen des Landes Rheinland-Pfalz und aus dem Saargebiet kommen.“⁴⁶ Vorschulkinder können nicht lesen und schreiben, Vierjährige sich in fremder Umgebung vielleicht noch nicht richtig artikulieren, die Infektanfälligkeit kleiner Kinder an sich und zusätzlich in einer Gemeinschaftsunterkunft lebend, führte wohl dazu, dass die jeweilige Gruppe leitende Schwester auch die Nachtversorgung der Kinder übernehmen musste. Hierüber gab es Klagen während der Visitation im Jahr 1965⁴⁷, weil die häufig unterbrochene Nachtruhe nicht mit der Tagesarbeit vereinbar sei.

Neun Jahre später, 1974, ist das Thema der gestörten Nachtruhe und des Schlafmangels wieder oder immer noch Thema. „In der Schwesterngemeinschaft ist eine gedrückte Stimmung. (...) Einige sehr unausgeglichene Schwestern belasten besonders die Gemeinschaft. Schwester Oberin ist sehr überlastet besonders auch von der Landwirtschaft. (...) Der längst überfällige Urlaub wurde Schw. Oberin aufgetragen. (...) Die Schwestern im Josefshaus klagen schon immer über die gestörte Nachtruhe durch die kleinen, oft kranken Kinder. Es sollte überlegt werden, wie hier Abhilfe geschaffen werden kann. Entweder eine besondere Nachtwache zu den Kindern geben, oder die kranken Kinder auf der dafür vorgesehen Station zu pflegen.“⁴⁸

Aus diesem Zitat geht nicht hervor, dass die benannten unausgeglichene Schwestern auch in der Kindererholung tätig waren. Es zeigt lediglich auf, dass die Schwesterngemeinschaft mit Spannungen belastet war. Von einer Krankenstation zu sprechen, ist wohl eher euphemistisch. Im Formular, das die Ausstattung des Heimes beschreibt, war die Rede von zwei Krankenzimmern und einer Krankenschwester. Daraus wird wiederum nicht klar, ob diese Krankenschwester möglicherweise für alle in Langweiler lebenden Personen zuständig war. Auch wird nicht deutlich, wie viele Betten in diesen Krankenzimmern standen.

Im Visitationsbericht des Jahres 1965 ist zu lesen, dass Sr. A. gerne nachts aufsteht und auch tagsüber zufrieden ist in ihrer Arbeit mit den Kindern. Sr. B., die nur in Langweiler ihren Urlaub verbrachte, half in ihrer Jahresetholungszeit mit, indem sie Nachtdienste übernahm.⁴⁹

In diesem Jahr wird auch von Sr. C. berichtet, die eine „komische Art“ bei den Kindern habe und oft zu spät zu den Mahl- und Gebetszeiten der Schwestern kommen würde. Als Begründung gäbe sie an, noch Kinder versorgt zu haben. Dieselbe Schwester war aber eine im Sozialpädagogischen Seminar in Breslau grundständig ausgebildete Kindergärtnerin und hatte später dann noch eine Weiterbildung in Montessoripädagogik absolviert. Gegenüber ihrer Vorgesetzten habe sich diese Schwester beschwert, dass sie es gewohnt sei, selbstständig zu arbeiten und dies in Langweiler nicht möglich sei.

⁴⁶Trierische Zeitung vom 4.7.1962 in AB 173.

⁴⁷Vgl. WD 8, Visitationsbericht vom 6. bis 8.10.1965.

⁴⁸AB 54, Visitationsbericht vom 15. bis 17.10.1974.

⁴⁹Vgl. WD 8, Visitationsbericht vom 6. bis 8.10.1965.

Im selben Visitationsbericht heißt es, dass die Schwesterngemeinschaft unter dem Ton der damaligen Hausoberin, Sr. D. leiden würde. Erwähnenswert ist das deswegen, weil am Ende dieser Arbeit ein Bericht jener, damals noch jungen Schwester, zu lesen ist, in dem sie die Flucht mit einer großen Kindergruppe von Schlesien nach Oberösterreich und ihre anschließende Rückkehr nach Schlesien schildert. Dieser Fluchtbericht sowie die anschließenden Gewaltüberfälle bei der Besetzung des Hauses in Ratibor durch russische Soldaten lassen auf schwer traumatisierende Situationen rückschließen. Dies wiederum könnte ein Erklärungsansatz sein für spätere emotionale Härte, die hier zuerst die Schwestern und im zweiten Schritt damit vielleicht die zu betreuenden Kinder trifft.

Sr. A. kam mit einer hauswirtschaftlichen Ausbildung nach Deutschland und absolvierte beim Caritasverband Trier 1958 einen zweimonatigen Kindergartenhelferinnenkurs. In den wenigen gefundenen Aussagen zu ihr wird deutlich, dass ihr die Arbeit mit den Kindern sehr am Herzen lag und sie diese von 1955 bis 1973 ausübte. Sr. B. verbrachte ihren Ruhestand in Langweiler und half noch fast 20 Jahre (1964 – 1982) bei den Erholungskindern mit. Sie war im ersten Beruf Blumenbinderin (gelernt in Schlesien – heute Floristin), absolvierte dann noch das Sozialpädagogische Seminar für Kindergärten und Horte und arbeitete während ihres Berufslebens in einem Kinderheim der Kongregation. Sr. D. war in Schlesien zur Fürsorgerin (heute Sozialarbeiterin) ausgebildet worden, arbeitete von 1944 bis 1945 in Ratibor im Kinderheim und anschließend von 1953 bis 1955 im Kindererholungsheim in Langweiler bevor sie in Leitungsfunktionen innerhalb des Ordens wechselte. Schwester E. war als Kindergärtnerin von 1952 bis 1961 sowie von 1962 bis 1965 bei den Erholungskindern in Langweiler eingesetzt.⁵⁰

Eine noch lebende, hochbetagte Schwester, konnte ich persönlich sprechen. Sr. J. war von Juli/August 1969 bis Januar 1978 im Josefshaus für die Vorschulkinder zuständig. Das Gesprächsprotokoll (keine wörtliche Rede) ist durch sie autorisiert, sodass die folgenden Zeilen ihre Erinnerungen wiedergeben.

[Beginn des Gesprächsprotokolls]

Sr. J. berichtet, dass Kinder, die länger als 6 Wochen in Langweiler blieben, im Josefshaus untergebracht waren. Ansonsten seien alle sechs Wochen mit nur einem Wochenende Pause neue Kinder angekommen. Es habe viel Gekreische und Geschreie geben. Kinder hätten ein Recht auf Schreien, aber 1978 sei für sie die Belastung so groß geworden, dass sie um Versetzung gebeten habe und dann zur Umschulung für die Arbeit in der Altenpflege nach Trier gegangen sei.

Zu den Gebetszeiten, während der Messe und des Frühstücks sei Sr. J. von einem Mädchen, das gerade die Schule abgeschlossen habe, abgelöst worden. Das Frühstück für die Kinder habe Sr. J. vorbereitet. Sie habe Brote geschmiert. Vormittags sei sie mit den Kindern alleine gewesen, das Mittagessen sei in der Gruppe in deren Tagesraum eingenommen worden, anschließend habe es eine Zeit des Mittagsschlafs gegeben. Am

⁵⁰Vgl. AB 804, Personalakten.

Nachmittag sei Spielzeit gewesen. Manche Kinder hätten noch Hilfe beim Waschen benötigt, andere hätten sich schon alleine waschen können.

Musik spielte in Sr. J.s Gruppe eine große Rolle: sie habe einen Kassettenrecorder gehabt und dort Musikkassetten abgespielt, die sie vom bayerischen Schulfunk erhalten habe. Sie habe Singspiele zusammengestellt und während der Erholungswochen bis zu 50 Lieder mit den Kindern eingeübt. Vormittags habe sie viel mit den Kindern gesungen. Abends habe sie oft Musik zum Träumen angeschaltet von Mozart und Bach. Die Kinder hätten es als Strafe angesehen, wenn sie diese Musik weglassen wollte. Einmal sei ein autistischer Junge in der Gruppe gewesen, dessen Eltern sagten, dass er nicht sprechen würde. Die anderen Kinder in der Gruppe hätten ihn dann doch zum Sprechen gebracht.

Einmal pro Woche habe sie das, was ihr die Kinder diktieren hatten, an die Eltern geschrieben und deren Kinder hätten dann ein Bild dazu gemalt. Kinder, die schon selbst schreiben konnten, hätten selbst geschrieben.

Jungengruppen waren v.a. bei Regenwetter sehr laut gewesen. Ein Zitat von einem Jungen erinnerte Sr. J.: „Ei Schwester, wir wollten Sie nur von der Palme gebracht.“

In der Kleinkindgruppe habe das Alter der Kinder zwischen 3 und 6 Jahren gelegen. Die Kinder seien noch keine Schulkinder gewesen und hätten deshalb noch nicht schreiben können. In der Kleinkindgruppe seien Mädchen und Jungen gemischt gewesen.

In den parallelen Gruppen mit älteren Kindern habe es entweder Mädchen oder Jungen gegeben. Meist hätten sich die Gruppen abgewechselt: einmal für 6 Wochen Jungen, dann für 6 Wochen Mädchen.

3 bis 4 Jahre lang habe es keinen Läusebefall im Kindererholungsheim gegeben. Dann habe es eine Phase gegeben, in der aus Trier und Friedberg viele verlauste Kinder gekommen seien. Aus der Gegend von Essen seien meist Kinder in gutem körperlichen Zustand gekommen. Einmal seien 6 Kinder aus einer Familie gekommen, die so verlaust waren, dass sie Kappen auf dem Kopf hätten tragen müssen. Es habe auch sehr ausgemergelte Kinder gegeben, die den Körper voller Schildläuse gehabt hätten. Da sei ein Kammerjäger gekommen, der die Räume entschwefelt habe. Einmal habe Sr. J. ein Heimwehkind heimschicken müssen.

Im Herbst seien alle auf Kartoffelnachlese gegangen. Wer dazu keine Lust gehabt hätte, hätte im Haus spielen dürfen. Sie seien viel draußen gewesen zum Spielen. Es habe viele Kreisspiele gegeben. Im Winter sei viel im Schnee gespielt worden. Sie hätten Kindermessen eingeübt mit Neuem Geistlichen Liedgut (NGL) und hätte viel gebastelt (Papageien, Pinguine aus bunten Topfkratzern). Im Haus sei viel Domino und Brettspiele gespielt worden. Wer sich mit einem Bilderbuch habe zurückziehen wollen, habe das tun dürfen. Sr. J. habe im Tagesraum vor dem Schlafengehen Geschichten vorgelesen. Für die Morgen- und Abendgebete seien die Kinder im Tagesraum zusammengekommen. Vor dem Essen habe es ein Tischgebet gegeben. Mit den Kleinsten habe Sr. J. vor der Hl. Messe gefrühstückt. Die Größeren hätten dann etwas später gefrühstückt.

Im St. Josefshaus habe es zwei Stockwerke für die Kleinkinder gegeben. Im Bereich von Sr. J. habe es Platz für 20 bis 26 Kinder gegeben. In den Sommerferien seien zusätzliche Betten aufgestellt worden. In den Schlafzimmern seien 4 bis 5 Betten gestanden. Im Schlafsaal in den anderen Häusern habe es 10 Betten gegeben. Für die Kinder habe es ein Bett, einen Hocker und einen Spind gegeben. Die Schwestern hätten Ersatzkleidung für die Kinder gehabt. Die Kinder hätten ihre Kleidung aber behalten und anziehen dürfen. Neben dem St. Josefshaus sei die Klausur der Schwestern gewesen.

Die Landwirtschaft und die Schweine seien von einem angestellten Bauern, einem Verwandten von Sr. B., versorgt worden. Dieser habe in einem Haus auf dem Gelände gewohnt. Es habe eine große Kapelle gegeben. Im Haupthaus seien der Speisesaal der Schwestern und ein Speisesaal für Kinder im Erdgeschoss gewesen. Dort hätten die Kinder im Alter von 6 bis 14 Jahren aus 3 bis 4 Gruppen teilweise gemischt gegessen. Im ersten Stock hätten die Gruppen von Sr. F. und Sr. A. gewohnt. Im Waldhaus seien die großen Kinder (12 bis 14jährige) von Sr. G. betreut worden.

Als Betreuerinnen seien im St. Josefshaus Sr. B. und Sr. H. im Erdgeschoss und Sr. J. im Obergeschoss eingesetzt gewesen. Im Haupthaus hätten Sr. I., Sr. F. und Sr. A. gearbeitet. Für die Gruppe im Waldhaus sei Sr. G. und die Angestellte K. zuständig gewesen.

Abreise einer Gruppe sei nach 6 Wochen an einem Freitag gewesen. Die neue Gruppe sei am darauffolgenden Montag angekommen. Die beiden Tage Samstag und Sonntag seien alle 6 Wochen die einzigen freien Tage für die Schwestern gewesen. Die Schwestern hätten 4 Wochen Jahresurlaub und 1 Woche Exerzitien erhalten. Meist habe Sr. J. diese Zeit während der Kindererholungszeit um Weihnachten herum am Stück genommen, um dann wieder ein Jahr durchzuarbeiten.

Sr. J. berichtet von einer Situation, die sie als ungerecht und überfordernd erlebt hätte: 5 Kinder aus einer Familie seien über die beiden freien Tage im Josefshaus einquartiert worden, weil sie eine „Kurverlängerung“ erhalten hätten. Sie sei 24 Stunden am Stück verantwortlich für die Kinder gewesen. Keine ihrer Mitschwestern hätte ihr für ein paar Stunden ausgeholfen außer einer Mitarbeiterin aus der Waschküche.

Da die Schwestern eigentlich gemeinsam in ihrem Speisesaal gegessen haben, hätte Sr. J. die Kinder im Josefshaus alleine zurücklassen müssen. Sie habe darum gebeten, die Kinder mit in den Schwesternspeisesaal mitnehmen zu dürfen. Das sei nicht zugelassen worden, sodass Sr. J. auch ihre Mahlzeiten, entgegen der Hausordnung für die Schwestern, zusammen mit den Kindern im St. Josefshaus eingenommen hätte, um diese weiter betreuen zu können.

Zum Thema Essen berichtete Sr. J. Folgendes:

Zum Frühstück habe es Brot, Margarine, Marmelade und Honig gegeben, außerdem Carokaffee, Milch, Zucker und Tee sowie Traubenzucker. Die Küche habe dies alles mischen wollen (gesüßter Milch-Carokaffee), was Sr. J. für ihre Gruppe abgelehnt habe, da manche Kinder keine Milch, manche keinen Zucker hätten haben wollen. Sie habe darum gebeten, dass Carokaffee, Milch, Tee und Zucker in getrennten Behältnissen gebracht würden.

Mittags habe es Gerichte gegeben wie: Nudeln mit Gulasch; Kartoffelsuppe mit Würstchen. Manchmal habe es Spinat gegeben, den nicht alle gemocht hätten oder panierten Fisch, der manchen Kindern nicht geschmeckt habe.

Abends habe es Wurst, Käse und Brot oder Milchreis bzw. Grießbrei mit Kompott, wie z.B. Rhabarber gegeben. Wenn die Kinder im Sommer Blaubeeren gesammelt hätten, hätte die Küche Pfannkuchen dazu gebacken.

[Ende des Gesprächsprotokolls]

Immer wieder wurden Schwestern zur grundständigen oder weiterführenden Ausbildung in das Johannesstift Kindergärtnerinnenseminar nach Oberursel und in die Frauenfachschule für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und in das Jugendleiterseminar des Caritasverbandes Münster Westf. geschickt.⁵¹

Auch werden allgemein Fortbildungskurse für in der Kinderarbeit tätigen Schwestern in Rhythmik, musikalischer Erziehung sowie Religionspädagogik erwähnt.

5. „Warum tun Menschen so etwas?“

Eine Betroffene fragte mich im persönlichen Gespräch: „Warum tun Menschen so etwas?“ Diese Frage leitete mich zu einer weiteren Fragestellung, wie eine Aufarbeitung zu den von Betroffenen geäußerten Vorwürfen stattfinden und ob sie im jeweils persönlichen Erlebnishorizont sowohl der Betroffenen, der Eltern der Verschickungskinder, der Schwestern, der Gesellschaft als auch der Kirche gelingen kann? Erforderlich scheint mir zum Ende dieses Berichts der Versuch, der individuellen Sicht und Empfindung aller Beteiligten nachzuspüren und diese nebeneinander zu stellen. Eine Beurteilung oder Bewertung der einzelnen Positionen werde ich nicht vornehmen.

Aleida Assmann hat sich in ihrem Buch „Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention“⁵² mit der Entwicklung der Erinnerungskultur der Deutschen in Bezug auf die Verbrechen im Zweiten Weltkrieg beschäftigt. Dabei schildert sie eine Entwicklung in vier Phasen, die ich als Hilfe nehmen möchte, mich der oben gestellten Frage durch eine Betroffene anzunähern.

Die erste Phase des „Dialogischen Vergessens“ verortet Assmann in den Jahren 1950 bis 1970. „Tatsächlich wurde das Heilmittel des Vergessens (...) auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch einmal eingesetzt, um die westdeutsche Gesellschaft wieder aufzubauen und den europäischen Frieden zu konsolidieren. Nach einer kurzen Phase der

⁵¹Vgl. AB 114, Berufsausbildung der Schwestern.

⁵²Assmann, Aleida: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention. München 4. Auflage 2020, S. 180-202.

Strafverfolgung der prominenten NS-Täter durch das Nürnberger Gericht wurde der Großteil der NS-Funktionäre und Mitläufer rehabilitiert. Die <braune> Kontinuität bei den Funktionseliten wurde von den Alliierten in Kauf genommen, um der westdeutschen Gesellschaft im Rahmen der Machtblöcke des Kalten Krieges zu einem schnellen Wiederaufbau zu verhelfen. (...) Unter diesen Rahmenbedingungen wurde in den 1950er und 1960er Jahren die Last der traumatischen und schuldhaften Vergangenheit zunächst durch Vergessen entsorgt bzw. anästhesiert. (...) Dieses Schweigen betraf nicht mehr nur die Leiden, die einem selbst zugefügt worden waren, sondern vor allem auch die, die man anderen angetan hatte. Die Re-Integration in Europa vollzog sich damit auf der gemeinsamen Grundlage eines <Vergessens> der jüdischen Opfer. (...) Die Gesellschaft der 1950er und frühen 1960er Jahre ist durch das charakterisiert, was man damals <Vergangenheitsbewältigung> genannt hat und heute eine Politik des Schlusstrichs nennt.“⁵³

Wenn mir im Rahmen eines anderen Bereichs meiner Berufstätigkeit Missbrauchsoffer der katholischen Kirche aus diesen 1950er und 1960er Jahren berichten, wie z.B. die Internatsleitungen mit ihnen und möglichen Beschwerden durch Eltern umgegangen sind, finden sich diese o.g. Elemente wieder. Eltern wurde geraten, nichts in die Öffentlichkeit zu tragen, weil sie ihrem Kind damit schaden würden. Den Kindern wurde psychotherapeutische Behandlung vorenthalten, weil sie damit aus dem Klassenverband ausgegrenzt würden. Man solle sich still verhalten und einen Schlusstrich darunter ziehen, da der Beschuldigte versetzt worden sei. Hier wird mit den Worten Assmanns aus dem dialogischen Schweigen „repressives Schweigen“, das die destruktiven Machtverhältnisse verlängert: „Es schont die Täter und schädigt die Opfer.“⁵⁴

Diese destruktiven Verhältnisse gab es nicht nur im Rahmen kirchlicher Einrichtungen von geweihten Personen und/oder Ordensleuten gegenüber Eltern, die diesen ihre Kinder anvertraut hatten. Ebenso scheint die Kommunikation zwischen Gesundheitsämtern, Jugendämtern, Ärzten/innen, Heimleitern/innen, Caritas und anderen Institutionen gegenüber den Eltern in dieser asymmetrischen Weise existiert zu haben.

Die zweite Phase beschreibt Assmann, basierend auf den Schriften von Hannah Arendt, als das „Erinnern, um niemals zu vergessen.“ Sie [diese zweite Phase] habe in den 1970er bis 1990er Jahren die politische Sensibilität irreversibel verändert. Die dauerhafte Memorialisierung „ist eine historisch neue erinnerungskulturelle und -politische Form, die für den Holocaust erfunden wurde. Der Imperativ: <Das darf niemals vergessen werden!> gilt in dieser Absolutheit für keine andere traumatische Vergangenheit. (...) Mit dem Aufbau der Holocaust-Erinnerung wurde im politischen und sozialen Rahmen von Vergessen auf Erinnern umgestellt.“⁵⁵ Dies zeigte sich auch in den Veränderungen in den Geschichtsbüchern für Schulen. Nun wurde der Zweite Weltkrieg ein bestimmendes Thema im Geschichtsunterricht in Schulen.

⁵³Ebd., S. 184f.

⁵⁴Ebd., S.201.

⁵⁵Ebd., S.201.

Ab den 1990er Jahren setzt nach Assmann eine dritte Phase der Vergangenheitsbewahrung ein. Eine traumatische Vergangenheit wird zur „dauerhaften normativen Instanz (...), an der sich das Handeln in der Gegenwart messen lassen muss und die deshalb das Vergessen nachhaltig verhindern möchte. Vergangenheitsbewältigung (...) steht (...) für eine sozialtherapeutisch begründete Erinnerungsform, die auf Versöhnung und eine gesellschaftliche und nationale Integration ausgerichtet ist. In diesem Falle wird das Erinnern nicht zu einer absoluten Norm erhoben, sondern als Mittel zu diesem Ziel eingesetzt.“⁵⁶ Im Umgang mit betroffenen Menschen bedeutet dies nach Assmann, dass eine „schmerzhaft Wahrheit (...) noch einmal ans Licht geholt und öffentlich gemacht werden [muss], das Opfer muss seine Leiden erzählen dürfen und sie müssen mit Empathie angehört und anerkannt werden“⁵⁷. Besonders an dieser Phase ist nach Assmann, dass der Anerkennung und Würdigung der Opfer nicht ein „alle Zukunft auf Dauer gestelltes Eingedenken“⁵⁸ folgt. „Es geht um die Durch- und Aufarbeitung einer traumatischen Vergangenheit, ein Prozess, an dessen Ende nicht das Erinnern per se, sondern die Transformation staatlicher Gewalt in Strukturen moralischer Verantwortung und die erfolgreiche soziale Reintegration von Opfern und Tätern in einer Gesellschaft stehen.“⁵⁹

Ansätze dieser Haltung sind in der katholischen Kirche ab ungefähr 2010 mit dem Bekanntwerden der Missbrauchsfälle im Berliner Canisiuskolleg des Jesuitenordens entstanden. Es wurde deutlich, dass eine andere Umgehensweise mit dem Leid der Betroffenen nötig ist. Das Anerkennungsverfahren einer Zentralen Kommission (ZKS) wurde installiert. Bistümer und Orden benannten Ansprechpersonen, die meistens unabhängig von der jeweiligen Institution arbeiten und den Betroffenen bei einer Antragsstellung helfen. Hierbei ging und geht es immer um erlittenen sexuellen Missbrauch. Reformiert und fortgesetzt wurde dieses ZKS-Verfahren 2021 mit dem Verfahren zur Anerkennung des Leids der Deutschen Bischofskonferenz. Für die Festsetzung der Leistungen wurde die von den Institutionen in ihrer Entscheidung Unabhängige Kommission (UKA) bestimmt.

In Bezug auf erlittenen sexuellen Missbrauch hat sich in der katholischen Kirche eine Sichtweise der Vergangenheitsbewältigung entwickelt. Mit den ersten Aufarbeitungsstudien etabliert sich nun Schritt für Schritt auch eine Haltung der Vergangenheitsbewahrung.

Leider stehen Opfer mit ihrem Leid immer auch in Konkurrenz zueinander. Staatlicherseits gab es die Wahrnehmung des Leids von Heimkindern und einen inzwischen geschlossenen sogenannten Heimkinderfonds, der neben dem immer noch existierenden Ergänzenden Hilfesystem (EHS), das allerdings ausschließlich Sachleistungen gewährt,

⁵⁶Ebd., S.192.

⁵⁷Ebd.

⁵⁸Ebd., S.202.

⁵⁹Ebd.

versuchte, die Betroffenen in der Bewältigung ihres durch die Traumata aus der Heimerziehung eingeschränkten Lebens zu unterstützen.

Nun melden sich die Betroffenen, die von ihren Eltern in Kinderkuren oder Kindererholungszeiten geschickt wurden. Da diese Aufenthalte meist nur einige Wochen dauerten, ist es für sie schwerer, wahr- und ernst genommen zu werden. Viele Betroffene berichten, dass ihre Eltern ihnen nicht glauben wollten oder die Schuld in ihrem möglicherweise frechen Verhalten sahen. Heute erfahren etliche Betroffene, dass ihr persönliches Umfeld von ihren Erfahrungen nichts wissen will, da es „doch so lange her sei“ und die Betroffenen „nun endlich einen Schlusstrich darunter ziehen sollten.“ (oben beschriebene Phase 1).

Abgesehen davon, dass etliche Verschickungskinder mehrmals in solche Erholungszeiten fahren mussten bzw. eine Betroffene schilderte, dass sie ein ganzes Jahr im Kindererholungsheim Marienhöh verbringen musste, können traumatische Verletzungen auch durch andere Bedingungen entstehen: Kinder waren sehr jung (z.B. 5 Jahre alt), die Trennung von den Eltern war zu lange, das Kind hatte zu wenig Resilienz für ein seelisches Überleben in einer Gruppenunterkunft über mehrere Wochen. Die Erwachsenen waren entweder überfordert oder praktizierten eine Pädagogik aus einer Zeit, die den Bedürfnissen der Kinder nicht entgegen kommen wollte.

Assmann postuliert nun eine vierte Phase, das „dialogische Erinnern“⁶⁰. Sie schreibt: „Ich verstehe dialogisches Erinnern ganz pragmatisch als wechselseitige Anerkennung von Opfer- und Täterkonstellationen in Bezug auf eine gemeinsame Gewaltgeschichte.“⁶¹ Assmann bezieht sich hier auf Fälle der internationalen Aufarbeitung von Gewalterfahrungen. Es ist heikel, dies auf individuelle Situationen zu übertragen, weil sich leicht erneut der Eindruck aufdrängen könnte, dass das Opfer den/die Täter/in verstehen solle. Es geht hier nach Assmann aber vielmehr um eine Perspektive des Schauens mit den Augen des anderen. Zuerst ist hier sicher in Bezug auf die Erfahrungen der Verschickungskinder die Institution in der Pflicht. Selbst wenn es grundsätzlich zwischen 1950 und 1970 üblich gewesen wäre, in dieser beklagten Weise erzieherisch zu arbeiten, wobei reformpädagogische Ansätze schon Anfang des 20. Jahrhunderts bekannt gewesen sind, wäre es für einen Dialog hilfreich, wenn sich die heutigen Vertreter/innen der Institutionen auf die Perspektive der Betroffenen einließen. Erst nach dem Erleben, mit dem eigenen Leid anerkannt zu werden, ist es evtl. den Betroffenen möglich, sich offen zu fragen, was diese Situationen begünstigt hat. Es mag für das Verhalten und die Umstände Erklärungen geben. Diese lösen aber die Erfahrungen der Betroffenen nicht auf. Beides bleibt bestehen: Umstände und dadurch ausgelöste Traumata. Hilfreich wäre nach Assmann, wenn es „ein Verständnis für die Traumata der (...) [Opfer], insbesondere derjenigen, die man selbst verursacht hat“⁶² geben könnte.

⁶⁰Ebd., S.195.

⁶¹Ebd., S.202.

⁶²Ebd., S.203.

Da sich nach den Worten Assmanns die vierte Phase erst ansatzweise abzeichnet, möchte ich mit Hilfe der Ausführungen zur dritten Phase versuchen, die komplexe Situation der Verschickungskinder im Kindererholungsheim Marienhöh zu analysieren, um mich der Frage „Warum tun Menschen so etwas?“ anzunähern.

Aus der Sicht der Eltern

Nach Lorenz waren „Kinderkuren (...) wohl auch mit dem Gedanken der Elternerholung verknüpft. Wo schon häufige Erkältungen als medizinischer Grund für eine Kur ausreichten, waren den Verschreibungsmöglichkeiten wenig Grenzen gesetzt.“⁶³ Unter medizinischen Aspekten finden sich in den von mir ausgewerteten Fragebögen Aussagen wie:

- kränklich
- Erkrankung vor der Einschulung
- Rippenfellentzündung und angegriffene Lunge
- angebliche Unterernährung
- für die Größe zu dünn gewesen
- oft krank und schmal
- Luftveränderung
- Kriegskind und Mangelernährung
- zu dünn

Als soziale Aspekte wurden wie folgt benannt:

- sollte die kleine Schwester begleiten
- Entlastung der Mutter, die mit einem behinderten Kind zu Haus viel Arbeit hatte
- alleinerziehende Mutter, die Urlaub brauchte
- desolates Zuhause
- kostenlose Ferien für die Kinder
- Direkte Empfehlung durch Ärzte, Gesundheitsamt und Caritas

Aus der Sicht der Kinder

- wollte mit meiner Freundin wegfahren
- sollte meine Schwester begleiten

Die meisten Kinder wurden jedoch verschickt, nachdem sich deren Eltern mit anderen Erwachsenen in Ämtern, Arztpraxen, Verbänden dazu vereinbart hatten. Ob dieses Verschickt-Werden in allen Fällen auch dem Willen des einzelnen Kindes entsprochen hatte, bleibt offen. Vor Ort fanden sich die Kinder, wenn sie dort Negatives erlebten, in

⁶³Lorenz, Hilke: Die Akte Verschickungskinder, S.256.

einer Isolation vor: weit weg von den Eltern, keine Kommunikationsmöglichkeiten außer den weiter oben beschriebenen, meist kontrollierten, Briefen. Heimweh, Druck durch das Einfügen in die Gruppendynamik, Introvertiertheit, Ängstlichkeit führten zu einer traumatischen Erfahrung, die über sechs Wochen andauerte. Einige Betroffene berichten, dass ihnen von ihren Eltern nicht geglaubt wurde, was dann erneut zu einem Gefühl von Einsamkeit im eigenen Erleben führte.

In den von mir geführten Gesprächen konnte ich erfahren, dass alle Betroffenen als Erwachsene ihr Leben in eigene Hände nehmen und entwickeln konnten. Dennoch hat die Berichterstattung über Verschickungskinder in ihnen diesen dunklen Erinnerungspunkt wieder aktiviert. So stark, dass diese sechs Wochen z.B. von einer Betroffenen wie ein Raub an der eigenen Lebenszeit empfunden wird. Andere Personen berichten von immer noch bestehenden Beeinflussungen, wie von Ekelgefühlen bei bestimmtem Essen oder Schwierigkeiten in Schlafsituationen. Häufig war eine nachvollziehbare Empörung über die Widersprüche der Institution Kirche zu ihren eigenen erhobenen moralischen Ansprüchen wahrzunehmen.

Etliche Betroffene haben ihre Beheimatung in der Kirche verloren, einige haben sie bewusst aufgegeben, manche können sich dort weiter wohl fühlen. Aber alle mussten zur Kirche nach diesem Erleben eine bewusste Entscheidung treffen.

Dass die Betroffenen der Kinderverschickung außerdem noch in Konkurrenz stehen zum Leid der von sexuellem Missbrauch Betroffenen und ehemaligen Heimkindern, die ihre ganze Kindheit und Jugend stationär untergebracht und in vielen Fällen über Jahre hinweg einer dysfunktionalen Pädagogik ausgesetzt waren, ist besonders hart. Es gibt wohl kein leichteres oder schwereres Erleiden, da dieses von jedem Menschen individuell empfunden wird. Wohl aber gibt es wesentlich schwerere Störungen der eigenen Lebensentwicklung. Bisher hat dies oft dazu geführt, dass ehemaligen Verschickungskindern oft Übertreibung und Wichtigtuerei vorgeworfen wurde. Wenn es möglich ist, eine vergleichende Bewertung von traumatischen Erlebnissen zu unterlassen, können ehemalige Verschickungskinder mit ihren Berichten ein Licht auf staatliche, elterliche und kirchliche Fähigkeit zu empathischen Verhalten gegenüber Kindern werfen.

Aus der Sicht der Gesellschaft

Zu diesem Punkt findet sich nichts direkt in den Fragebögen, wohl aber hat Röhl in ihrer Ursachensuche unter Ökonomie und Rendite Folgendes festgehalten:

„Nach Folberth existierten in Westdeutschland 1.143 Heime. Offiziell angegeben waren davon 1963 nur 839 Heime mit einer Bettenkapazität von rund 56.000. Gehen wir von einer ganzjährigen Belegung aus und legen nur die offiziellen Zahlen zugrunde, so müssen wir, um den Gesamtumsatz zu errechnen, den diese Branche gemacht hat, 12 DM x 365 (- 30 kinderfreie Putztage) Tage errechnen und das mal 56.000 Betten nehmen. Das ergibt eine Grobschätzung von 225.120.000 DM Umsatz pro Jahr. Das sind also 225

Millionen DM nur für das Jahr 1966. (...) Die Bahn hat (...) noch 1977 rund 518.000 Kurkinder transportiert. (...) Die Summe der Einnahmen durch die Zuschüsse betragen also 13.200.000 DM. Das ist eine stolze Summe, die die Bundesbahn mit den Kurkindern nur allein an staatlichen Zuschüssen erhalten hat. Sicher scheint zu sein, dass die meisten (Ausnahme Berlin, dort gab es nur Busfahrten) Entsendefahrten durch die Bahn getätigt wurden und damit eine weitere Institution ausgemacht ist, die von den Verschickungen profitierte.“⁶⁴

Lorenz schreibt: „Ja, es gab diese Gesundheitsfürsorgeindustrie. Kinderärzte wurden beispielsweise Mitte der 1970er-Jahre dazu angehalten, zur Auslastung von Kinderkurheimen beizutragen, als Anreiz wurden ihre Kurverschreibungen honoriert.“⁶⁵

Da ich selbst zu diesen Fragen keine eigene Forschung betrieben habe, möchte ich allgemein zusammenfassen, dass die Arbeit mit Kindern im weiteren Sinne der Erholung bzw. der Kur eine Möglichkeit war, über die nach dem Krieg, u.a. auch vertriebene, Menschen wieder arbeiten und sich ein Leben aufbauen konnten. Die Heime und somit auch Marienhöh scheinen auch Arbeitsorte für Jahrespraktikantinnen aus erzieherischen und/oder pflegerischen Berufen sowie für Ungelernte gewesen zu sein. Ob alle Ordensfrauen, die in der Kindererholung tätig waren, eine pädagogische Ausbildung vorweisen konnten, ist fraglich. Zur Frage, ob diese Qualifizierung angestrebt bzw. nachgeholt wurde, konnte ich für die Kongregation der Marienschwestern im Archiv die unter Punkt 4 aufgeführten Hinweise zur Berufsaus- und Weiterbildung finden. Mit wachsendem Wohlstand war es Eltern leichter möglich, mit ihren Kindern eine – evtl. auch bescheidene – Urlaubsreise zu machen, sodass nach und nach die Verschickung auch aus Elternsicht nicht mehr reizvoll gewesen zu sein scheint.

Dass Verdienstmöglichkeiten um gesundheitliche oder erzieherische Belange so extensiv ausgebaut wurden, scheint mir keine einmalige Situation zu sein. Die deutsche Gesellschaft ist seit etlichen Jahren durch ihre Überalterung wieder in einer ähnlichen Situation. Der Blick auf die damaligen Verschickungskinder könnte auch helfen, genauer auf den Unternehmenszweig „Pflege“ zu schauen. Auch in Pflegeheimen leben Schutzbefohlene, diesmal alte oder/und behinderte Menschen, die wie die Verschickungskinder einer Institution übergeben worden sind. Essenszwänge und Gewalt sind auch dort vorstellbar und teilweise schon beschrieben worden.

Aus der Sicht der Schwestern

Weiter oben habe ich beschrieben, dass Marienschwestern aus Schlesien nach Westdeutschland ausgereist sind und Ende der 1940er Jahre u.a. versuchten, sich in Ahrweiler, dann in Langweiler niederzulassen und über ihre Arbeit in der Kindererholung ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Diese Schwestern waren Kriegsflüchtlinge und

⁶⁴Röhl, Anja: Das Elend der Verschickungskinder, Gießen 2022, S.288-290.

⁶⁵Lorenz: Die Akte Verschickungskinder, 2021, S.21.

mussten die Besatzung der russischen Armee durchleiden, bevor sie ausreisen konnten. Wie sich die Wegstrecken gestaltet haben, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Es existiert allerdings ein Bericht von Sr. D., später Oberin in Langweiler, über ihre Fahrt mit Kindern von Schlesien nach Oberösterreich kurz vor Kriegsende. Die schlesischen Kinder sollten in Oberdonau der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) übergeben werden. Diese tagelange Fahrt mit immer weniger werdendem Proviant und knapper Ernährung ist eindrücklich beschrieben. Ich gebe diese Schilderung unten als längeres, nahezu ungekürztes Zitat wieder.

Der Bericht soll keine Erklärung für die benannte Gewalt beim Essen im Kindererholungsheim Marienhöh sein. Evtl. kann er ein erstes Verstehen ermöglichen, dass aus der Sicht der Schwestern, die das erlebt haben, Aversionen gegen Grießbrei, Milchsuppen, Speck und Marmelade mindestens auf Unverständnis gestoßen sind, wenn es nicht sogar bei der einen oder anderen Schwester einen Flashback ausgelöst hatte. Durch diesen Bericht wird deutlich, dass es sich bei den schlesischen Schwestern größtenteils um traumatisierte Frauen handelte.

Flashback beschreibt ein psychisches Geschehen des Zurückversetztwerdens in einen Zustand der Machtlosigkeit durch ein gegenwärtiges Geschehen. So kann es sein, dass ein Kind, das einen vollen Teller Grießbrei verweigert und stark weint, die Betreuungsperson plötzlich zurückversetzt in die Situation, in der sie mit einer vor Hunger weinenden Gruppe Kinder in einem Zug sitzt, der auf offener Strecke stehen bleibt und unter Beschuss gerät. In einem Flashback reagiert ein Mensch im Jetzt aus einer Situation der Vergangenheit heraus. Er wird dem gegenwärtig vor ihm sitzenden Kind also nicht gerecht, kann diese beiden Situationen aber nicht trennen und diesen psychischen Prozess nicht stoppen. Im Jetzt kann dies zu einer gewalttätigen Handlung führen, wie z.B. dem Zwang, die Milchsuppe, fettes Fleisch, Kompott oder anderes aufzuessen.

Ob Schwestern mit solchen seelischen Verletzungen in einem Beruf gut eingesetzt waren, der sie ständig wieder in die Retraumatisierung führen konnte, muss gefragt werden. Da auch viele Eltern der Betroffenen möglicherweise ein Kriegstrauma erlitten hatten, gilt für diese auch, dass sie zu einer emotionalen Zuwendung zu ihren Kindern evtl. nicht immer in der Lage waren und so es als durchaus normal empfanden, ein z.B. fünfjähriges Kind für sechs Wochen in eine fremde Umgebung ohne jeglichen elterlichen Kontakt zu geben.

Die Beschreibung im folgenden Bericht, dass die Schwestern unter Beschuss mit den kleinen Kindern Rosenkranz gebetet haben, wirkt heute befremdlich. Es kann auch ein Hinweis sein, dass sich die Schwestern in einer massiven Angstsituation stabilisieren wollten, um noch ein Halt für die Kinder sein zu können.

„Die Flucht mit unseren Kindern.

Am 4. Februar, einem Sonntagmorgen, fuhren die Schwestern X., Y., E, Z., D. und 2 Gehilfinnen mit 80 Kindern im Alter von 1 ½ – 14 Jahren nach Ratibor-Süd im größten Bombenhagel, wo noch ein Güterzug für Flüchtlinge vorgesehen war. (...) Kaum waren wir im Warteraum auf dem Bahnhof Ratibor-Süd, da flogen neue Wellen auf die Stadt los. Nachdem die Gefahr etwas vorüber war, sahen wir uns nach einem Waggon für die 80 Kinder um, der für die Kinder bereitgestellt war. Es wurde uns ein Waggon für die 80 Kinder zur Verfügung gestellt, alle anderen wurden von den Borromäerinnen mit ihren Kranken besetzt. Für unsere 80 Kinder bekamen wir 4 Strohsäcke. Zuerst gingen wir an das notwendigste: Reinigen des Waggons. Zu alldem kam sämtliches Gepäck und 7 Erwachsene. Es war schwierig. Wir standen Kopf an Kopf. Gegen 11 Uhr Vormittag setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Wir fuhren von Ratibor-Süd bis Troppau und langten dort gegen 1 Uhr mittags an. Als wir auf freier Strecke standen, surrten über uns die Flieger, so daß alle unruhig wurden. Die Gefahr war groß und dies besonders mit der großen Kinderzahl. Einen Keller zu erreichen, war nicht möglich; denn die Fülle von Menschen drängte sich auf dem Bahnhof so zusammen, daß es kaum möglich war, hindurchzukommen; dafür war die Zahl der Kinder zu groß. So blieben wir alle und beteten mit unseren Kleinen den Rosenkranz. Die Gefahr ging vorüber. Nun suchten wir den Hunger der Kleinen zu stillen. Wir bekamen durch die NSV⁶⁶ einige Butterbrote und etwas Kaffee gereicht. Jedoch für die große Anzahl der Kinder reichte das lange nicht aus. So machten wir uns an die mitgenommenen Lebensmittel. Als wir alle gesättigt waren, ging die Fahrt weiter; es war gegen 4 Uhr Nachmittag. Wir fuhren nun über Jägerndorf die Nacht hindurch nach Lobenstein und kamen gegen 3 Uhr früh an. Was wir in diesen vielen Stunden mit der großen Kinderzahl erlebt haben, ist nicht zu beschreiben; denn die Kinder waren schon von den vorhergehenden Tagen sehr übermüdet. So leid es uns tat, der Sache war nicht abzuhelfen; wir legten die Kleinsten so gut es ging, nebeneinander; doch die Strohsäcke reichten lange nicht aus. Die Unbequemlichkeit machte sich durch die lange Fahrtzeit sehr bemerkbar, und so begann ein Wimmern und Weinen ohne Ende.

Als wir in Lobenstein ankamen, gingen die Schwestern X. und Y. mit 2 größeren Kindergruppen im Alter von 6 – 14 Jahren zu Fuß nach Branitz, wohin wir eigentlich nur für einige Tage wollten, um uns auszuruhen. [D]ie Kleinsten legten wir im Warteraum auf die Bank, bis uns dann der Bahnhofsdienst etwas Kaffee reichte. Proviant hatten wir noch, und so konnten wir den Hunger der Kleinen stillen. Um 11 Uhr Vormittag kamen endlich zwei Autobusse aus Branitz, die die Wehrmacht sandte und holten uns mit den kleineren Kindern im Alter von 1 ½ und 2 ½ Jahren nach Bleischwitz, da wir befürchteten, dass die Kleinen uns auf der weiteren Fahrt sterben könnten. Wir fuhren mit den übrigen 26 Kindern nach Branitz zu unseren Schwestern und freuten uns, nun endlich einmal ausruhen zu können. Nachdem wir unsere Kinder dort betreut und zu Bett gebracht hatten, zogen auch wir uns etwas zurück; denn fast 4 Nächte hatten wir nicht mehr geschlafen.

Bald aber kam eine neue Überraschung; schon nach einer Stunde mußten wir alle weg. Wie das so schnell kam, war uns nicht erklärlich. Die Kinder wurden von der NSV in Branitz nicht geduldet. So fuhr ein Auto vor und lud alle Kinder ohne Begleitschwester auf und brachte sie nach Jägerndorf zur Bahn. Ehe wir Schwestern aus dem tiefen Schlaf erwachten, waren alle Kinder fort; nur eine Helferin, die nicht ohne die Schwestern fahren wollte, blieb zurück. Dies war für uns ein großer Schmerz, da man uns doch unsere Kinder fortgenommen hatte. Was sollten wir tun? Uns blieb nichts weiter übrig, als uns an die Wehrmacht zu wenden, die uns

⁶⁶NSV = Nationalsozialistische Volkswohlfahrt

dann ein Auto zur Verfügung stellte; denn wir hofften den Zug, mit dem die Kinder fahren sollten, noch rechtzeitig zu erreichen. Doch auf der halben Fahrt mußten wir alles Gepäck abladen und warten, bis ein anderer Fahrer eines kommenden Wehrmachtsautos uns mitnahm und bis nach Jägerndorf zum Zuge brachte. Als wir aber mit dem rasenden Auto am Bahnhof Jägerndorf ankamen, fuhr der Zug mit unseren Kindern gerade aus. Nun überlegten wir, ob wir zurück- oder nachfahren sollten. Denn die NSV hatte uns in eine furchtbare Lage gedrängt, da sie uns die Kinder schon entrissen hatte. Es war schwer für uns; doch wir wollten unsere Pflicht den Kindern gegenüber bis zum Letzten erfüllen. So warteten wir von nachmittags 3 Uhr bis nachts 2 Uhr. Dann fuhr ein Güterzug nach Olmütz; dorthin fuhren wir unseren Kindern nach. Die Nacht war grausig, stockfinster und dazu die Kälte. Ich kam mir vor wie so viele unschuldige Menschen, die oft unerwartet abgeholt wurden und die nicht wußten, was ihnen die Zukunft bringen würde. (...).

Gegen 5 Uhr morgens (Dienstag, 6. Februar) waren wir in Olmütz und gingen nun zum Bahnhofsdienst der NSV, um Erkundigungen über das Verbleiben der Kinder einzuziehen. Hier trat uns ein Herr mit der Frage entgegen: „Warum kamen Sie nicht mit den Kindern mit? Warten Sie hier auf dem Bahnhof. Morgen früh geht voraussichtlich ein Zug nach Oberdonau, dem Ihre Kinder angeschlossen werden.“ Mit dem „Voraussichtlich“ begnügten wir uns nicht. Die Kinder waren in einer Schule bei Olmütz, in Neustift, untergebracht. So machten wir uns dahin auf den Weg, nachdem wir alles Gepäck untergestellt hatten. Wir fanden sie in einer großen Schule, ganz allein, ohne jedwede Betreuung. Nur eine Frau und ein Mädchen waren bei ihnen. Sie jubelten, als sie uns sahen. Hier bleiben wir 6 Tage. Die Kleinen bekamen nur Strohsäcke für die Nacht; es fehlte am Notwendigsten; das Essen war sonst gut. Die Küche bemühte sich darum, den Kindern einigermaßen gerecht zu werden; denn sie hatten großen Hunger. Wir Schwestern fanden nachts Unterkommen bei den Franziskanerinnen, die uns mit einer Liebe aufnahmen, die uns sehr erbaute. Das Haus lag ganz nahe bei der Schule, und so konnten wir auch täglich mit unseren Kleinen der hl. Messe beiwohnen, wo wir uns immer wieder neue Kraft aus den Quellen holten. Nach 6 Tagen wurden wir durch die NSV mit einem Auto-Omnibus nach Olmütz gebracht. Von da fuhr ein Flüchtlingszug nach Wien. Gegen 12 Uhr setzte sich der Zug, der fast kein Ende nahm, in Bewegung, und so kamen wir frühmorgens 7 Uhr in einer kleinen Stadt Niederösterreichs an. Wir alle verließen den Zug, da man uns sagte, unser Ziel sei erreicht. Verpflegt wurden wir seit Olmütz nicht mehr, und so gingen wir wieder an unseren Proviant, der nun schon zu Ende ging. Schwester Y. und ich gingen jetzt in die Stadt zur Betreuungsstelle für Flüchtlinge der NSV betreffs Unterbringung der Kinder. Doch als wir unser Anliegen vorgebracht hatten, erhielten wir zur Antwort: „Hier können Sie auf gar keinen Fall bleiben. Für Oberschlesien ist Oberdonau vorgesehen. Bei uns ist alles besetzt. Sie müssen mit dem nächsten Zuge weiter.“ Wir waren sehr enttäuscht und noch mehr Schwester X. und alle Kinder, die auf dem Bahnhof zurückgeblieben waren. So baten wir um Proviant, und es wurde uns Milch und Butterbrot gereicht, so daß wir alle satt wurden. Wir waren froh darum; sonst hätten wir die weitere Fahrt nicht ausgehalten. Nun warteten wir auf den nächsten Zug, der uns nach Wien bringen sollte.

So kamen wir abends 10 Uhr in Wien an, wo man einfach unseren Wagen abkoppelte und die Nacht hindurch auf freier Strecke stehen ließ. Seit frühmorgens 10 Uhr hatten wir nichts mehr gegessen. Alle Kinder hatten großen Durst und noch viel mehr Hunger. Die Küchen auf dem Bahnhof waren ausgebombt, so gingen wir an den letzten Rest unseres Proviantes. Auf freier Strecke standen wir 24 Stunden ohne Verpflegung, dazu einmal bei großem Alarm; doch es ging heil ab. Trotzdem wir uns mehrmals an den Bahnhofsdienst der NSV wandten und baten, uns doch weiter zu befördern, mußten wir warten. Alle Flüchtlinge lagen im Warteraum aufeinander, ein Bild des Jammers. (...) Nächsten Tag Mittag war ein Terrorangriff auf Wien und

dies zweimal am selben Tage. Das zweite Mal fuhren sie uns endlich weiter auf den Bahnhof zurück, und alle mußten in den Keller, der etwa eine Viertelstunde weit entfernt war. Einige Arbeiter trugen die Kleineren; denn es hatte vorher sehr geregnet, so dass große Pfützen standen. Wegen des vielen Gepäcks blieb Schwester X. ganz allein im Wagenabteil zurück; sie zitterte der Gefahr wegen; doch der Herrgott hat sie beschützt. Als wir den Keller erreicht hatten, waren wir alle der Erschöpfung nahe. Die lieben, guten Wiener hatten großes Mitleid mit uns, und ihre Güte und Hilfsbereitschaft rührte uns zu Tränen. Sie brachten uns Brot, Butter, Marmelade, Milch, ja sie gaben und opferten ihr Letztes. Ihre Herzensgüte und wahre Nächstenliebe war uns ein gutes Stück Caritas in der Praxis, für uns recht zur Erbauung. Nun hatten wir wieder neuen Mut zum weiteren Kampf auf unserer Flucht; denn wir mußten uns auf das Schwerste gefaßt machen. So stillten wir den Heißhunger und den Durst der Kleinen; dann begleiteten sie uns zum Zuge. Dort standen wir noch bis abends 11 Uhr. So brachten uns die guten Leute in später Abendstunde noch eine gute Suppe, die für uns alle reichlich war. (...) Bald darauf traf auch die Verpflegung durch die NSV ein, da ein Beamter dieselbe in der Innenstadt benachrichtigte. Doch wir konnten der NSV nicht das Lob spenden, das immer in der Zeitung stand, da wir auf unserer Flucht bitter enttäuscht worden sind.

Nun fuhren wir von Wien nach Linz, wo wir am nächsten Tage gegen Mittag ankamen. Am 15. Februar trafen wir daselbst ein und freuten uns auf ein gemütliches Heim für die Kinder. Der NSV-Bahnhofsdienst brachte uns in einen großen Saal und von da aus in eine Volksschule, die für Flüchtlingskinder provisorisch eingerichtet war. Als wir einige Zeit dort waren, fand sich der Leiter der NSV und auch sofort das Personal für die Kinder ein: 4 BDM (Bund deutscher Mädchen) Mädchen und eine Kindergärtnerin wurden für die 26 kleineren Kinder zur Betreuung geschickt; die größeren nahmen keine Notiz davon, und darum ließ man sie noch mit den Schwestern zusammen. Der Leiter suchte sofort mehrere Knaben für die Hitler-Schule aus, die anderen Knaben kamen auf ein Schloß, die übrigen Kinder nach Gmunden, etwa 2 Stunden von Linz entfernt. Es war der NSV eine Selbstverständlichkeit, uns die Kinder abzunehmen. Man fand nichts dabei, sie einfach aus den Armen der Erzieher zu reißen. Das war für uns Schwestern ein großer Schmerz. Ganz langsam wurden wir zwar durch unseren andauernden Kampf, den wir auf der Flucht mit der NSV erlebten, vorbereitet; doch damit hätten wir nicht gerechnet. Unter Weinen und Schluchzen sahen die Kinder auf uns Schwestern; denn der Abschied wurde ihnen und uns sehr schwer. Es war eine traurige Szene. (...) Uns blieb nur unsere Heimfahrt übrig mit dem vielen Gepäck. Von der Reise sehr erschöpft, konnten wir nicht gleich zurückfahren. So suchten wir nach einer Unterkunft für mehrere Tage, die wir 3 Schwestern und 2 Mädchen in einem Krankenhaus der Vinzentinerinnen in Linz, Herrndorfer Straße, fanden.

Hier genossen wir die aufrichtige Liebe und Gastfreundschaft; uns fehlte nichts. Wir bekamen reichlich zu essen, obgleich wir keine Marken gaben. (...) Die Oberin des Hauses war allen und so auch uns eine Mutter. (...) Sehr gerne hätte sie uns daselbst beschäftigt, denn sie ahnte die Gefahr die unserer wartete. Uns ließ es jedoch keine Ruhe, da wir unsere Mitschwester in Ratibor verlassen mußten; wir waren in großer Sorge um sie. (...)

Nun begannen wir unsere Rückreise. Mit vieler und großer Mühe bekamen wir unsere Fahrkarten. Wir fuhren über Wien, Olmütz nach Ratibor-Süd und sahen unterwegs in 32stündiger Fahrt das große Elend der Flüchtlinge (...). In später Abendstunde gingen wir trotz Bewachung der Stadt Ratibor nach Hause. (...)

8 Tage war es dann sonst ruhig. Gefahr war immer. (...) An alle anderen erging immer wieder der Appell zur Flucht. Doch wie lieb ist den Menschen die Heimat! Darum blieben viele auf ihrer

Scholle. Hätte jemand das große Elend vorausgesehen, das allen drohte, so wäre nicht ein Mensch in Ratibor geblieben. Die schweren Granateinschläge hielten seit dem 20. März ununterbrochen an. Jedoch die deutschen Soldaten ließen nicht nach, und so standen wir immer noch inmitten der Front. (...) Unser Haus blieb vor Brand verschont. Jedoch ringsherum brannte es am Dienstag in der Karwoche lichterloh. (...) Nun dauerte es nur noch Stunden, und es kam das langersehnte Ende, aber es war ein Ende mit Schrecken. Die Granateinschläge waren den ganzen Tag so heftig und schwer, dass es uns in den Ohren dröhnte. (...) Wie wir zum Keller kamen, weiß ich nicht. Rechts und links flogen beim Heruntergehen die Glassplitter. Wir taumelten, es war unheimlich, kein Licht und stockfinstere Nacht. Wir zitterten am ganzen Körper und weinten laut. (...) Gegen Morgen 2 Uhr wurde es ruhig, eine unheimliche Stille trat ein, das Zeichen des besiegten Feindes (hier unsere deutschen Soldaten). Fröhlichmorgens 5 Uhr (Osterfest) hielten die Russen ihren Einzug.⁶⁷

Im Anschluss an dieses Zitat schildert die den Bericht schreibende Sr. D. von den Plünderungen, den körperlichen Gewalttaten (Prügeln mit Gewehrkolben), dem Erschießen von im Keller Kauernden, dem Herunterreißen der Ordenskleidung und von Vergewaltigungen der Schwestern und junger Mädchen, die sich bei den Schwestern zu verstecken versuchten, durch die russischen Soldaten.

6. Abschluss

Neben die Frage „Warum tun Menschen so etwas?“ stelle ich die Aussage eines anderen ehemaligen Verschickungskindes: „Das ganze Land war traumatisiert.“

Ausgehend von den mir geschilderten Berichten über die Vorkommnisse in Marienhöh möchte ich einige über meinen Auftrag zu diesem Bericht hinausführende Fragen formulieren und für sich stehen lassen:

- Weshalb konnten kranke Kinder nicht bei ihren Eltern gesund gepflegt werden?
- Weshalb durften Kinder bis 1965 in deutschen Krankenhäusern keinen Elternbesuch erhalten?
- Weshalb ließ man Kinder in Krankenhäusern bis zu sechs Wochen auf Isolationsstationen und schickte sie anschließend noch in die Fremdunterbringung?
- Weshalb wurde der Heimaufenthalt in der Fremde ohne Kontakt nach Hause als sinnvoll angesehen?
- Warum müssen Ordensfrauen unbedingt mit Kindern arbeiten und
- welche Rollenvorstellungen stehen dahinter?
- Warum hatte die Gesellschaft das Bedürfnis, die vielen Kinder im Land umherzufahren, anstatt sich am Wohnort der Kinder um sie zu kümmern?

⁶⁷Schwerter, Joseph: Geschichte der Kongregation der Marienschwestern aus dem Mutterhaus Breslau 1854 – 1945, Berlin 1981, S. 734-742. Der gesamte zitierte Bericht ist von Sr. D., die in Langweiler Hausoberin in den Jahren 1951 – 1953 und 1960 – 1966 war. In der Zwischenzeit war sie in Cochem eingesetzt.

- War das Deutschland in den Jahren zwischen 1950 und 1980 nicht in der Lage, die emotionalen Bedürfnisse seiner Kinder wahrzunehmen und angemessen darauf zu reagieren?
- Wie wollen die kirchlichen Einrichtungen im Einzelnen und die kirchliche Institution im Gesamten das Dilemma einer für sich reservierten Moralfähigkeit und ihrem kläglichen Scheitern an der eigenen Moralvorstellung erklären und benennen?

Ein Versuch, etwas dazu beizutragen ist dieser von der Kongregation der Marienschwestern in Auftrag gegebene Bericht. Mit Assmann gesprochen ging es mir dabei darum, dass eine „schmerzhaft Wahrheit (...) noch einmal ans Licht geholt und öffentlich gemacht werden [muss], das Opfer muss seine Leiden erzählen dürfen und sie müssen mit Empathie angehört und anerkannt werden“⁶⁸.

⁶⁸Ebd., S.192.

7. Quellenverzeichnis

AB 54 – Langweiler
AB 114 – Berufsausbildung Schwestern
AB 173 – Antweiler und Langweiler
AB 244 – Kongregation, Aufzeichnungen, Berichte, Chroniken
AB 366 – Antweiler
AB 804 – Personalakten

WD 1/1 – Langweiler
WD 8 – Langweiler
WD 34 – Langweiler
WD 49 – Langweiler
WD 62 – Statistiken, Jahresberichte

8. Literaturverzeichnis

Assmann, Aleida: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention. München 4. Auflage 2020.

Auer, Heinrich: Die ersten fünf Jahre des Vinzenzvereins in Deutschland, in: Bolzau, Hermann (Hrsg.): Vinzenzgeist und Vinzenzverein. Festgabe zum hundertjährigen Bestehen des Vinzenzvereins, Köln 1933.

Dressel, Josefine: Entwicklung der weiblichen Jugendpflege in Bayern, München 1932.

Franz, Albert: Die Anfänge der sozialen Bewegung im deutschen Katholizismus, Mönchengladbach 1914.

Gatz, Erwin: Kirche und Krankenpflege im 19. Jahrhundert. Katholische Bewegung und karitativer Aufbruch in den preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen, München, Paderborn, Wien 1971.

König, Kanisius: 90 Jahre Elisabethenverein, in: Münchener Caritasstimmen, Jg 1933, Heft 1 / 2, München 1933.

Lorenz, Hilke: Die Akte Verschickungskinder, Weinheim, Basel 2021.

Mertens, Johannes: Geschichte der Kongregation der Marienschwestern von der Unbefleckten Empfängnis 1945-1999, Bd. 1 und 2, Berlin 2000.

Ritter, Emil: Die katholisch-soziale Bewegung Deutschland im 19. Jahrhundert und der Volksverein, Köln 1954.

Röhl, Anja: Das Elend der Verschickungskinder. Kindererholungsheime als Orte der Gewalt, Gießen 2022.

Schatz, Zwischen Säkularisation und Zweitem Vatikanum. Der Weg des deutschen Katholizismus, Frankfurt a.M. 1986.

Schmid, Priska: Kurzer Rückblick über die Entstehung der Niederlassung der Marienschwestern in Langweiler Marienhöh, o.O., o.J.

Schraut, Barbara [=Kreichelt, Barbara]: Antonia Werr (1813 – 1868) und die Oberzeller Schwestern. Geistliches Profil und sozialer Auftrag einer Frauenkongregation des 19.

Jahrhunderts von der Gründung bis zur Gegenwart in: Wittstadt, Klaus (Hrsg.): Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg Bd. 47, Würzburg 1995.

Schwerter, Joseph: Geschichte der Kongregation der Marienschwestern aus dem Mutterhaus Breslau 1854 – 1945, Berlin 1981.

[https://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_Schneider_\(Pfarrer\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_Schneider_(Pfarrer))

www.erzbistumberlin.de

9. Abkürzungsverzeichnis

AB = Archiv Berlin

Anm. d. Verf. = Anmerkung der Verfasserin

DBK = Deutsche Bischofskonferenz

DOK = Deutsche Ordensobernkonzferenz

d. Verf. = die Verfasserin

NGL = Neues Geistliches Liedgut

NSV = Nationalsozialistische Volkswohlfahrt

Sr. = suore = Schwester

UKA = Unabhängige Kommission für Anerkennungsleistungen

WD = Westdeutsche Provinz

ZKS = Zentrale Kommission